GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen **1 / 2013**

Es kann nicht jeder
Priester werden...

Impressum

GEORG
Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber
Rektor der Hochschule

Chefredakteur
Ansgar Wucherpfennig SJ

Redaktion
Dag Heinrichowski, Stephan Herzberg,
Martha Klementowski, Simon Neubert, Prisca Patenge

Bildredaktion
Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

Redaktionsassistenz
Claudia Gerhard, Michał Niezborala

Beratung
Peter Lückemeier

Grafik Design und Titelbild
Cornelia Steinfeld
www.steinfeld-vk.de

Druck
Neef und Stumme, www.neef-stumme.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Fon 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

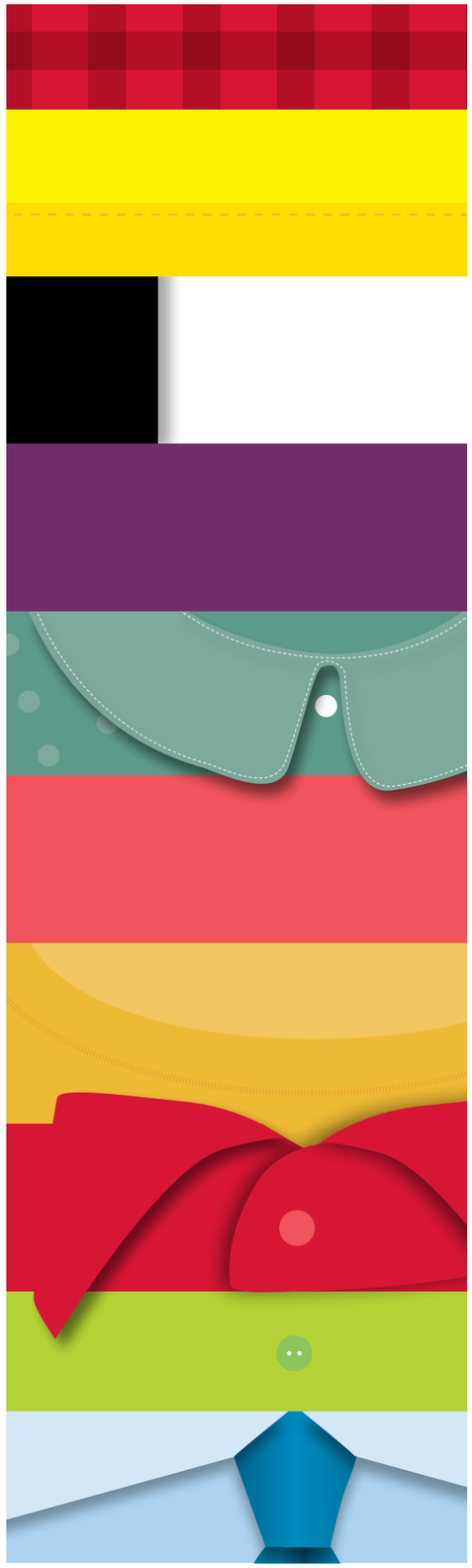
Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80,-, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer.
Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

ISSN 2195-3430

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion.
Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

Auflage 3.500

© Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2013



Liebe Leserinnen und Leser,

am 21. November 2012 fand an der Hochschule Sankt Georgen ein studentischer Studientag statt: „Theologie wohin? Theologie wozu?“, lautete das Thema. Diese Fragen stellen sich Studierende nicht erst am Ende ihres Studiums. Es kann nicht jeder Priester werden. Was macht Frau oder Mann also, wenn Sie oder Er mit dem Theologiestudium fertig ist? Welche Berufsperspektiven bieten sich Theologinnen und Theologen aus Sankt Georgen? Im zurückliegenden Semester waren 368 Studierende an der Hochschule immatrikuliert, davon waren 112 Priester oder Priesteramtskandidaten. In den Achtziger Jahren habe ich selbst als Priesteramtskandidat in Sankt Georgen studiert. Die Grundfrage, kann ich Priester werden, differenzierte sich für uns in verschiedene andere Fragen aus: Reicht meine Stimme aus fürs Predigen? Kann ich auf intelligente Weise den Glauben vertreten? Kann ich wirklich arm, ehelos und gehorsam leben? …

Die Fähigkeiten junger Männer so zur Entfaltung zu bringen, dass sie Priester werden können, gehörte zu den Gründungsaufträgen des Jesuitenordens im 16. Jahrhundert. Dazu ist die Hochschule Sankt Georgen 1926 errichtet worden. Aber die „Priesterlinge“ machen heute weniger als ein Drittel der Studierenden in Sankt Georgen aus. Was wird aus all den Anderen? Beruhigend ist: Es gibt Berufsperspektiven für Theologinnen und Theologen, auch wenn nicht jeder, der mal in Sankt Georgen war, gleich Papst werden kann. Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten sind in den Gemeinden präsent, gar nicht so selten sogar als Ehepaar und mit Kindern als kleine „Seelsorgsfamilie“. Die Titelstory stellt weitere Wege für Theologen vor und zeigt: Selbst, wenn jemand erst nach der Weihe entdeckt, dass das Priestertum nicht sein Weg ist, kann dies in ein erfüllendes Berufsleben führen.

Wichtiger scheint mir aber noch ein anderer Punkt: Katholische Theologie zu studieren öffnet nicht nur verschiedene Berufsperspektiven, es stellt jeden Studenten in eine Situation der Berufung hinein. Wer sich mit dem unbegreiflichen Geheimnis Gottes beschäftigt, dessen Leben wird nicht unverändert bleiben. Es gibt keine Karriereplanung für Theologinnen und Theologen. Die biblischen Propheten und die Jünger Jesu sehen ihr Leben bei ihrer Berufung in einem neuen, in vielem ungewohnten Licht und gehen von da an in eine fremde Weite hinaus. Ignatius von Loyola hat sich nach seiner Bekehrung einen „Pilger“ genannt; er hat nichts davon geahnt, dass er mal der erste Obere eines neuen Ordens würde. Diejenigen, die Kinder Gottes geworden sind, lassen sich vom Geist Gottes leiten, schreibt Paulus. Nichts wäre beunruhigender, als dass Studenten schon im ersten Semester ihr Leben im Pfarrhaus mit Garten planen. Es gehört für mich zu den ermutigenden Erfahrungen an unserer Hochschule, dass diese Dynamik von Berufung unter den Studierenden spürbar ist. Dies wird auch in den Beiträgen dieses Heftes erkennbar. Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre!

Ansgar Wucherpfennig SJ Chefredakteur

Inhalt

12

Titelstory

Peter Lückemeier

»Es kann nicht jeder Priester werden« Berufsperspektiven für Theologen

06

Scientia – Philosophie

Heinrich Watzka SJ

Was bin ich? Überlegungen zur Metaphysik menschlicher Personen

34

Scientia – Theologie

Tobias Specker SJ

Wozu Theologie? – Ein Essay

39

Pietas

Thomas Halagan

»Den ganzen Tag strecke ich meine Arme aus«(Jes 65,2) Das Kreuz in der Seminarkirche

20

Aus dem Priesterseminar

Dag Heinrichowski

»Weder zu der einen noch zu der anderen Entscheidung bewegen«

45

Aus der Jesuitenkommunität

Wendelin Köster SJ

Der weiße Papst und der schwarze Papst

26

Aus den Instituten

42

Aus der Hochschule

17

Alumni berichten

Interview mit Bischof Dr. Stephan Ackermann

»Wer wie ein Lautsprecher den Katechismus vorträgt, ist stinklangweilig«

10

Stimmen aus Sankt Georgen

Christian Weyer, Igna Kramp CJ

Vom Studium in den Orden

22

Fragen über Fragen

an Frau Schweikart-Paul

44

Vorgestellt

Christian Modemann SJ

Barmherzig mit Menschen, die Fehler machen Eindrücke über Papst Franziskus aus Argentinien

30

Weltkirche

Martin Lenk SJ

Was ist das Leben eines Menschen wert? – Über die Lebenssituation der Menschen in Slums von Santo Domingo

57

Förderungen

Petra Muth

Deutschkurs für internationale Studierende

23

Das besondere Buch

Interview mit P. Schatz

»Sind es etwa Engel?« Die neue Geschichte der deutschen Jesuiten

28

Centerfold

Gerald Manley Hopkins SJ

Ich bekenne Christus

52

Weitergedacht

Moritz Kuhlmann, Marion Marb

Priester und Laien als Professoren

58

Nachgedacht

Stephan Herzberg

Die Institution der Vorlesung im Studium der Philosophie

47

Kunst in Sankt Georgen

Viera Pirker

Die Freiheit der Kunst

Editorial

03

Impressum

02

Meinungen

56

Was bin ich?

Überlegungen zur Metaphysik menschlicher Personen

Scientia – Philosophie

„Wer bin ich, und wenn ja, wie viele?“ so lautet ein Buchtitel des Populärphilosophen Richard David Precht. Für den Mainzer Neurophilosophen Thomas Metzinger[1] sind wir nichts anderes als neuronal gestützte Systeme, die sich permanent mit dem Inhalt des von ihnen erzeugten Selbstmodells verwechseln. Sind wir nur „Ich-Illusionen“, die sich einer Laune der Evolution verdanken, die das komplexe menschliche Gehirn hervorgebracht hat?

Ich bin eine menschliche Person, die das Subjekt ihrer Wahrnehmungen, Erlebnisse, Erinnerungen und Gedanken ist. Ich bin nicht dazu verurteilt, die Vorgänge, seien sie ´draußen´ in der Welt oder in meinem ´Inneren´, passiv hinzunehmen. Ich kann aktiv eingreifen und den Lauf der Dinge willentlich beeinflussen. Ich bin ein Handlungssubjekt (*Agens*), selber Ursache, nicht nur Wirkung oder Glied einer Ursachenkette. Traditionell wurden menschliche Personen als herausragende Beispiele für Substanzen angesehen. Aristoteles unterscheidet in seiner Kategorienschrift zwischen einer ´ersten´ und einer ´zweiten Substanz'. ´Erste Substanz' ist das konkrete Einzelding bzw. Individuum, das immer Individuum einer bestimmten Art ist. Für das Allgemeine der Art hat Aristoteles den Terminus ´zweite Substanz´ reserviert. Personen als Substanzen sind Ausgangspunkte effizienter Kausalität, „Agentia, Entitäten, die etwas bewirken können und auch tatsächlich bewirken“ – das ist die antik-mittelalterliche Funktionsbestimmung der Substanz. Hinzugekommen ist in der Neuzeit ein weiterer Aspekt. Substanzen sind Träger des Bewusstseins, Subjekte der Erfahrung: „Entitäten, die denken können und auch tatsächlich denken“, wobei ´denken´ hier in der weiten Bedeutung verstanden werden muss, die Descartes ihr beigelegt hatte.[2] Substanzen sind Einzeldinge oder Individuen, die zu jedem Zeitpunkt ihrer Existenz als ganze existieren, d.h. keine zeitlichen Teile haben. Mit dieser Formulierung grenzt sich die Substanzontologie von Ontologien ab, die ein Ding als Summe oder Aggregat seiner räumlichen und zeitlichen Teile in der vierdimensionalen Raum-Zeit begreifen. Was wir alltagssprachlich ein ´Ding´ nennen, existiert dieser Auffassung nach gar nicht. Was existiert, sind die Abschnitte (´*time slices*´) oder Stadien (´*stages*´) sogenannter Dinge, die bestimmte Raum-Zeit-Punkte besetzt halten. Dinge sind diesem Vorschlag gemäß nicht wesentlich verschieden von Ereignissen oder Prozessen. Hätten die vierdimensionalistischen Metaphysiker Recht, wäre ich entweder ein vierdimensionaler Raum-Zeit-Wurm oder Tunnel, der alle einzelnen Stadien seiner Existenz umfasst und dem man zu keinem Zeitpunkt ganz begegnen kann, oder eine Serie einzelner kausal miteinander verbundener Kurzzeit-Subjekte, ohne dass es darüber hinaus noch eine Einheit gäbe.[3] Ein Selbst oder Subjekt ist nicht ein Ding unter Dingen, es ist vielmehr dadurch ontologisch ausgezeichnet, dass es ein Seiendes ist, dem es “in seinem Sein um dieses Sein selbst geht”, das sich zu seinem eigenen Sein verhalten muss und immer schon verhält, nicht in einem theoretischen oder praktisch-instrumentellen Sinn, sondern “existenziell”, was impliziert, dass es sich in seinem Entwurfscharakter ernst nehmen muss und sich auf die “eigenste, unbezügliche, unüberholbare Möglichkeit”, den Tod, hin entwerfen muss.[4] Seiendes von der Seinsart des ´Daseins´ unterscheidet sich fundamental von der Existenzweise des bloß Vorhandenen, indem es ´sich selbst vorweg´ ist bei seinen zukünftigen Möglichkeiten, auf die hin es sich entwerfen kann, denen es sich ebenso verweigern kann. Dasein ist nicht wie ein beliebiges physisches Ding in der Zeit, es ist wesentlich zeitlich strukturiert. Es kommt in seinem Ende auf sich selber zu. Der projektive Charakter der menschlichen Existenz setzt voraus, dass der Mensch zu jedem Zeitpunkt seiner Existenz als ganzer

„Ein Selbst oder Subjekt ist dadurch ausgezeichnet, dass es ein Seiendes ist, dem es in seinem Sein um dieses Sein selbst geht.“ Grafik Elke Teuber-S

existieren können muss. Der Vierdimensionalismus findet in der Innenperspektive der Subjekte keine Bestätigung.

In welcher Beziehung stehe ich zu meinem Körper?
Die bisherige Diskussion hat also gezeigt, dass ich mich in der ontologischen Kategorie der Substanz weit besser aufgehoben weiß als in einer der Kategorien des Vierdimensionalismus. Als Subjekt oder Person bin ich das herausragende Beispiel einer individuellen Substanz, deren Existenzweise zeitlich ist, ohne zeitliche Teile zu haben, die Ausgangspunkt effizienter Kausalität, Sitz des Bewusstseins und Träger einer Erste-Person-Perspektive ist. Damit ist noch nicht geklärt, von welcher Art diese Substanz ist. Bin ich identisch mit meinem Körper oder einem seiner Teile, z.B. dem Hirn? Sollte die Antwort positiv ausfallen, wäre ich das Beispiel einer physischen (oder biologischen) Substanz, die Teile hat. Die These, dass die menschliche Person nichts anderes als der Organismus, d.h. das Lebewesen der biologischen Art *homo sapiens* sei, wird heute unter dem Titel des „Animalismus“ diskutiert.[5] Man tritt Aristoteles nicht zu nahe, wenn man ihn als frühen Vertreter des Animalismus bezeichnet. Beliebt ist auch die Auffassung, die die Person mit dem Gehirn, d.h. dem Organ, das für das Auftreten von Bewusstsein, Erinnerung, Gedanken verantwortlich ist, identifiziert. Die genannten Ansätze gehören in die Familie der (substanz)monistischen Ontologien, die im Zeitalter der Naturwissenschaft ausnahmslos materialistisch gedeutet werden. Aristoteles´ ´erste Substanzen´ verweigern sich der Alternative ´physisch´ oder ´nicht-physisch´, weil sie neben der Materie ein zweites, nicht-materielles Prinzip (die Seele als ´Form´) besitzen.

Substanzen-Dualismus
Aristoteles ist nicht Dualist wie Descartes und seine modernen Adepten (Richard Swinburne, E. J. Lowe, Uwe Meixner). Die heutigen Neo-Cartesianer stimmen in folgenden Annahmen überein:

1. Personen sind nicht-physische Substanzen, die einer eigenen (psychologischen) Art angehören und eigenen psychologischen Gesetzen unterliegen;
2. Personen sind weder mit ihrem Körper noch mit einem Teil ihres Körpers identisch;
3. die Bedingungen, unter denen Personen zu mehr als einem Zeitpunkt mit sich identisch sein können – die Rede ist von ihren ´Persistenzbedingungen´ – sind andere als die Persistenzbedingungen ihres Körpers bzw. von Teilen ihres Körpers;
4. die Korrelation von Zuständen der Person mit den Zuständen ihres Körpers folgt eigenen psycho-physischen Gesetzen;
5. die nicht-physisch verstandenen Personen interagieren kausal mit den Zuständen ihres Körpers.

Die von mir als ´neo-cartesianisch´ bezeichneten Ansätze einer Metaphysik der menschlichen Person stehen in nicht zu leugnender Spannung zu den Einsichten der modernen Naturwissenschaft, wonach Personen als Subjekte der Erfahrung und des Handelns ein spätes Produkt der natürlichen Evolution darstellen und aus Formen des Organischen ´emergiert´ sind, die keine subjekthaften Eigenschaften aufweisen. Aber nicht nur in diachroner (evolutionsgeschichtlicher) Perspektive, sondern auch synchron ist die Emergenz von Subjekten aus einer hinreichend komplexen physischen (neuronalen) Grundlage die Regel. Neo-cartesianische Dualisten haben sich wohl oder übel darauf festgelegt, „dass bei jeder Geburt eines Menschen (Säugetiers, Reptils, ..., Einzellers?) eine individuelle ψ-Kraft ausfriert, die in das neuronale (oder zelluläre?) Geschehen genau eines individuellen Hirns (oder Körpers?) kausal eingreift und mit dem Tod dieses Körpers wieder verschwindet”.[6] Psycho-physische Gesetze erzwingen das Auftreten mentaler Phänomene einschließlich der Subjekte, sobald bestimmte physische Bedingungen erfüllt sind, z.B. das Vorliegen einer hinreichend komplexen neuronalen Architektur. Auch wenn Personen mit ihrem Körper oder einem Teil des Körpers nicht identisch sind, gilt:

1. In der aktuellen Welt existieren Subjekte (Personen) nicht unverkörpert, d.h. nicht ohne ein funktionierendes Gehirn, das Teil des menschlichen Lebewesens ist.
2. In der aktuellen Welt treten mentale Ereignisse (Erlebnisse) nicht unabhängig von physischen (neuronalen) Ereignissen auf.
3. In keiner naturgesetzlich möglichen Welt, d.h. einer Welt, in der unsere Naturgesetze nicht auch gelten, existieren Subjekte (Personen) unverkörpert, d.h. in Unabhängigkeit von hochgradig komplexen physischen Systemen.
4. In keiner naturgesetzlich möglichen Welt treten mentale Ereignisse (Erlebnisse) unabhängig von physischen Ereignissen auf.

Ob es darüber hinaus mögliche Welten gibt, in denen nichts Physisches existiert, sehr wohl aber Personen mit ihren Gedanken und Erlebnissen vorkommen, ist sogar unter Dualisten umstritten.

Warum sollte der Dualismus wahr sein?
Welche Argumente haben analytische Metaphysiker in den zurückliegenden Jahrzehnten zugunsten des psycho-physischen Dualismus vorgebracht? Es lassen sich stark vereinfacht zwei Argumentlinien unterscheiden: (a) Argumente, die von der Möglichkeit nicht-körperlicher Existenz (´*disembodiment*´) ausgehen, (b) Argumente, die von der Möglichkeit ent-seelter Existenz (´*disensoulment*´) ausgehen.[7] Beide Argumentlinien kommen darin überein, dass sie neben dem Begriff der naturgesetzlichen Möglichkeit einen Begriff der logischen Möglichkeit kennen. Argumente des Typs (a) machen geltend, dass es eine mögliche Welt gibt, in der nichts Physisches existiert, in der ich aber existiere, wobei nicht behauptet wird, dass es sich hierbei um eine naturgesetzliche Möglichkeit handele. Das Argument nutzt die Asymmetrie der Selbstzuschreibung psychischer und körperlicher Zustände aus. Ich kann mir sicher sein, dass die Schmerzen, auf die ich mich beziehe, meine Schmerzen sind, ich bin mir nicht in gleicher Weise sicher, ob der Körper, auf den ich zeige, mein Körper ist. Argumente des Typs (b) gehen von der logischen Möglichkeit eines „Zombies“[8] aus. Ein Zombie ist ein physikalisch identischer Doppelgänger meiner selbst, der im Unterschied zu mir kein Bewusstsein und keine Erlebnisse hat. Auch hier handelt es sich um eine rein logische Möglichkeit, die dem Metaphysiker genügt, um die Wahrheit des psycho-physischen Dualismus nachzuweisen. In der aktuellen und in jeder naturgesetzlich möglichen Welt gibt es keine Zombies.

Emergenter Dualismus
Die Position, die hier sichtbar wird, besetzt einen mittleren Grund zwischen Descartes und der heutigen Naturwissenschaft. Für diese Position ist charakteristisch, dass sie die Annahme der Nicht-Identität der menschlichen Person mit ihrem Körper (= Substanzendualismus) nicht mit dem Immaterialismus, d.h. der Annahme, dass die Person eine immaterielle Substanz sei, verknüpft. Es stellt sich dann freilich die Frage, welche besondere Art von Substanz die menschliche Person ist. Aus der Annahme der Nicht-Identität von Person und Körper folgt nicht ihre Abtrennbarkeit. Wie ist die Abhängigkeit der Person von ihrem Körper und dessen Organen positiv zu charakterisieren? Ist sie wirklich nur kausaler Art? Eine Lösung besteht darin, von Personen als Beispiele emergenter Substanzen zu sprechen. Zu diesem Zweck bedarf der Begriff der ´Emergenz´ einer Revision. Alle bisherigen Emergenztheorien kommen darin überein, dass sie die logischen Möglichkeiten (a) und (b) a priori ausschließen. Das Desiderat einer angemessenen Metaphysik menschlicher Personen wartet noch auf seine Erfüllung.

HEINRICH WATZKA SJ
Professor für Philosophie, Rektor der Hochschule

[1] *Vgl. Thomas Metzinger: Being no one. The self-model theory of subjectivity, Cambridge, Mass. 2004.*
[2] *Vgl. Uwe Meixner: Die Ersetzung der Substanzontologie durch die Ereignisontologie und deren Folgen für das Selbstverständnis des Menschen, in: R. Hüntelmann (Hg.): Wirklichkeit und Sinnerfahrung. Grundfragen der Philosophie im 20. Jahrhundert, Köln 1998, 87-103; 89.*
[3] *Vgl. Theodor Sider: Four-Dimensionalism, Oxford 2001.*
[4] *Martin Heidegger: Sein und Zeit, 12. Aufl. Tübingen 1972, 12, 250.*
[5] *Z.B. bei Eric T. Olson: The Human Animal. Personal Identity without Psychology, New York 1999.*
[6] *Jong Kim: Das Leib-Seele-Problem in der Motologie, Marburg: Philipps-Universität Marburg, Diss. 2010, 40.*
[7] *Vgl. Uwe Meixner: The Two Sides of Being, Paderborn 2004, 118.*
[8] *David Chalmers: The Conscious Mind, Oxford 1996, 94.*

Stimmen aus Sankt Georgen

„Öffne dein ganzes Leben der Liebe, die Gott dir als erster entgegenbringt.“

So beginnt das Lebensbuch, der geistliche Wegweiser unserer Gemeinschaften, und so beginnt eine jede Berufung. Gott ist es, der als erster einen jeden von uns liebt, bevor wir darauf antworten können, somit ist eine jede Berufung reine Antwort durch das ganze Leben. Warum aber geht ein junger Mensch wie ich in eine Ordensgemeinschaft und noch dazu in eine monastisch geprägte wie die der Gemeinschaften von Jerusalem?

Wie viele schon vor mir, so bin ich in einem katholisch ländlichen Milieu aufgewachsen. Nach der Erstkommunion war ich lange Zeit Ministrant und anschließend für die Jugendarbeit mitverantwortlich. Somit wurde mit der Zeit immer mehr die Gemeinde mein zweites zu Hause.

Der Moment jedoch, der meinem Leben eine Wende brachte, war eine Fahrt nach Taizé. Dort faszinierten mich zutiefst die gelebte Einfachheit, der Tagesrythmus, der durch das Gebet geprägt war, und die Gemeinschaft der Brüder. Wie jeden Freitagabend wurde auch damals das Kreuz auf den Boden gelegt und ein jeder konnte es berühren und all seine Sorgen und Freuden dem Gekreuzigten anvertrauen. Hier wurde mir auf einmal bewusst, wie sehr der Herr uns liebt und dass er sich für jeden von uns, also auch für mich, hingegeben hat.

Damals machte ich eine Ausbildung zum Industriekaufmann. Die Erfahrungen, die ich in Taizé gemacht hatte, ließen mich nicht mehr los. Immer wieder kam die Frage in mir auf, solltest du vielleicht Priester werden, um so dem Herrn nachzufolgen. Dass ich vielleicht eine Ordensberufung haben könnte, war mir in diesem Moment noch nicht klar gewesen. Während der restlichen Zeit der Ausbildung kam immer wieder der Wunsch auf, auf die innere Sehnsucht nach dem Herrn zu antworten, sodass ich mich schließlich nach dem Abschluss dazu entschied, das Abitur mit dem Blick auf das Theologiestudium nachzuholen. Dies tat ich in St. Pirmin in Sasbach und ging nach einem „Freiwilligen Sozialen Jahr“ ins Priesterseminar. Nach den ersten vier Semestern im Seminar verbrachte ich ein Jahr in Salamanca. Dort kam ich mit vielen Ordensleuten in Kontakt. Mit Jesuiten, Karmelitern, Dominikanern und Augustinerinnen. Und wieder brach die Frage auf, „wäre eine Ordensgemeinschaft nichts für dich?“. Mit dieser Frage im Herzen ging ich wieder zurück ins Priesterseminar und entschied mich, zumindest mich nach einer geistlichen Gemeinschaft umzuschauen, in der man sich vielleicht auch als Diözesanpriester engagieren konnte.

Während des siebten Semesters (Dezember ´09) machten wir uns mit der Equipe von Pater Wucherpfennig nach Köln auf. Dort wollten wir für knappe zwei Tage am Leben der monastischen Gemeinschaften von Jerusalem teilnehmen: Brüder und Schwestern, die jedoch in zwei voneinander unabhängigen Instituten leben und die seit einem halben Jahr in Köln waren. Sie kommen aus Frankreich und leben ein monastisches Leben in der Stadt. Sie sind sozusagen Stadtmönche. Vom ersten Moment an war ich wieder einmal fasziniert. Die Schönheit der Liturgie, die Einfachheit, die Stille, das Leben aus dem Gebet und das gemeinschaftliche Leben waren für mich sehr eindrücklich und ein Ausdruck der Hingabe und der ständigen Suche nach dem Antlitz Gottes. Bei allem Monastischen gab es zugleich die Nähe zu den Menschen und die Solidarisierung mit den Städtern, indem sie zur Miete wohnen, und im Habit einem normalen Beruf nachgehen, durch die Straßen gehen, einkaufen, Freizeit gestalten. Sie wollen damit zwei Dinge zum Ausdruck bringen: Zum einen wollen sie den Menschen in der Stadt verdeutlichen, dass der Herr auch mitten in der Stadt zu finden ist, und zum anderen möchten sie durch ihr Gebet, die Liturgie in der Kirche und durch ihre Gastfreundschaft eine Oase in der Wüste der Stadt schaffen, in der Christus als das lebendige Wasser weiter gegeben wird. Wieder hatte ich das gleiche Gefühl wie nach der ersten Zeit in Taizé. Wieder ließen mich die dort gemachten Erfahrungen nicht mehr los, sodass ich mich schließlich dazu entschloss, über einen möglichen Eintritt zu sprechen. Ich musste der inneren Sehnsucht und der Frage, ob dies mein Weg ist, endlich nachgehen. So bin ich seit dem 03. November 2011 in der Gemeinschaft und übe mich in ein monastisches Leben mitten in Köln ein.

CHRISTIAN WEYER Diplom in Sankt Georgen 2011, Bruder in der Gemeinschaft von Jerusalem, Köln

Wie kam ich dazu, nach Studium und Promotion in die Congregatio Jesu (CJ) einzutreten?

Zwei Szenen fallen mir aus dem Vorfeld dieser Entscheidung spontan ein.

Die erste: Nicht lange nach meiner Konversion zum katholischen Glauben 1995 saß ich mit meinen Eltern beim Essen. Mein Vater, angesichts meiner religiösen Suche besorgt, sagte zu mir: „Ich hoffe, Du willst aber nicht Profi werden in dem Job?“ Entschlossen sagte ich: „Nein, gewiss nicht.“ Und meinte das auch so. In einen Orden einzutreten, lag mir damals äußerst fern.

Die zweite: Nicht lange nach dem Beginn eines Zweitstudiums in katholischer Theologie in Sankt Georgen (neben dem der Germanistik und Geschichte an der Frankfurter Uni) traf ich im Park von Sankt Georgen meinen geistlichen Begleiter, einen Frankfurter Kaplan. Von meinem studentischen Umfeld an der Hochschule etwas verunsichert, sagte ich zu ihm: „Du, ich hab den Eindruck, wer hier wirklich was will, wird Priester oder geht in einen Orden!“ Er antwortete: „Dazu sage ich jetzt nichts!“ Daraufhin sagte ich etwas irritiert: „Ich hatte aber gehofft, Du würdest mir etwas dazu sagen!“ Worauf er erwiderte: „Nein – das musst Du jetzt selbst wissen.“ Seine Antwort war durchaus affirmativ – aber eben auch ganz und gar frei lassend. In diesem Moment begriff ich, dass meine tiefe Sehnsucht nach Gott und das Ordensleben etwas miteinander zu tun haben könnten. Dass es also vielleicht folgerichtig sein könnte, eines Tages in einen Orden einzutreten. Andererseits dachte ich aber noch immer: „Was, ich?“, fand es ziemlich absurd und meinte, dass ich den Orden, in den ich eintreten könnte, wohl selbst gründen müsste.

Es ließ mich aber die Frage nicht los. Das Bauchgefühl im Park interpretierte ich schließlich so, dass ich nicht ein Studium, nicht einen Beruf, sondern eine Lebensform suchte. Dass ich irgendwie seit meiner Konversion ganz Gott gehören wollte, was auch immer das heißen sollte. Und ‚ganz Gott gehören zu wollen‘ hat nun einmal, so sehr ich mich auch zunächst dagegen sträubte, in der kirchlichen Tradition sehr viel mit den evangelischen Räten und mit zölibatärem Leben zu tun.

Wie also gibt man sein Leben? Ich begann, Bücher über Orden zu lesen und die so gewonnenen Informationen in „passt“ und „passt nicht“ zu teilen. Nicht jede Gemeinschaft – nicht einmal jede interessante Gemeinschaft – ist die Gemeinschaft fürs Leben. Verlieben ist eine Sache, für ein ganzes Leben bleiben zu wollen und zu können eine andere. Deshalb war die Wahl gar nicht so einfach. Am Ende trifft es einen aber doch eher ins Herz, als dass man wählt. Ich hatte nämlich von der CJ gar nicht so viel Ahnung. Ich dachte mir: „Die haben was für Bildung übrig!“ Das war mir schon damals wichtig. Dass es sich um eine ignatianische Gemeinschaft handelte, wusste ich nicht, und auch sonst nicht viel. Aber als ich das Noviziat mit mehreren jungen Frauen kennenlernte, wusste ich: „Das passt!“ Was passte da? Ich war und bin der Ansicht, dass Freiheit und Hingabe sich nicht widersprechen – nicht nur innere, sondern auch äußere Freiheit. Deshalb fand ich den für mich passenden Raum in einer Gemeinschaft ohne Klausur, ohne Ortsgebundenheit, ohne feste Tagesstruktur, mit individueller apostolischer Sendung und selbstverantwortlichem Gebetsleben.

Im Noviziat vertiefte sich der Eindruck, dass „es passt“. Ich hatte nicht den Eindruck, in etwas Fremdes einzutreten, sondern in etwas Vertrautes oder jedenfalls etwas, was mir zutiefst entspricht. Als ich nach einigen Monaten Noviziat zum Vorgespräch zu den 30-tägigen Exerzitien bei einem Jesuiten in der Schweiz war, fasste dieser meine Gedanken und Gefühle punktgenau zusammen: „Sie waren schon immer Maria Ward Schwester – jetzt entdecken Sie, wer Sie sind.“ Er erklärte diese Stimmigkeit damit, dass die großen Ordensspiritualitäten etwas Archetypisches an sich haben, weswegen je nach Wesensart eben eine Person in diesen und die andere in jenen Orden passe.

Inzwischen bin ich über zehn Jahre Schwester der CJ und habe die gesamte Ausbildung im Orden inklusive des Tertiats und der letzten Gelübde durchlaufen. Ich finde das Leben als Ordensfrau nach wie vor ungeheuer spannend und habe meine Entscheidung dafür nie bereut. Dass es ein Abenteuer werden würde, war sicherlich immer klar. Wie groß aber dieses Abenteuer wurde, hätte ich mir nicht träumen lassen, und wird sich wohl auch erst über die Länge meines ganzen Lebens ausschöpfen.

SR. DR. IGNA KRAMP CJ Promotion in Germanistik, seit 2010 in Sankt Georgen, Schwester der Congregatio Jesu

»Es kann nicht jeder Priester werden«

Berufsperspektiven für Theologen

Titelstory

Rund 22.000 Männer und Frauen studieren in Deutschland katholische Theologie. Was wird aus ihnen nach dem Studium?

Die gute Botschaft gleich vorweg: Als Dr. Patrick Becker beim Studierendentag des Sankt Georgener AStA im vergangenen Jahr seinen Vortrag über das Thema „Karriere mit der Theologie?“ sprach, ließ er das Fragezeichen weg. Becker, der zu den Autoren des Buches „Berufschancen für Theologinnen und Theologen“ zählt, kam zu dem Ergebnis: Die Befragten seiner Studie sind in ihren Berufen nicht trotz, sondern – auch – wegen ihres Theologiestudiums untergekommen. Becker sah den Grund dafür vor allem in den grundlegenden Eigenschaften, die ein Theologiestudium vermittele: erstens Text-, Denk- Schreib- und Sprachkompetenz, zweitens soziale Kompetenzen und drittens Selbstständigkeit, Projekt- und Zeitmanagement.

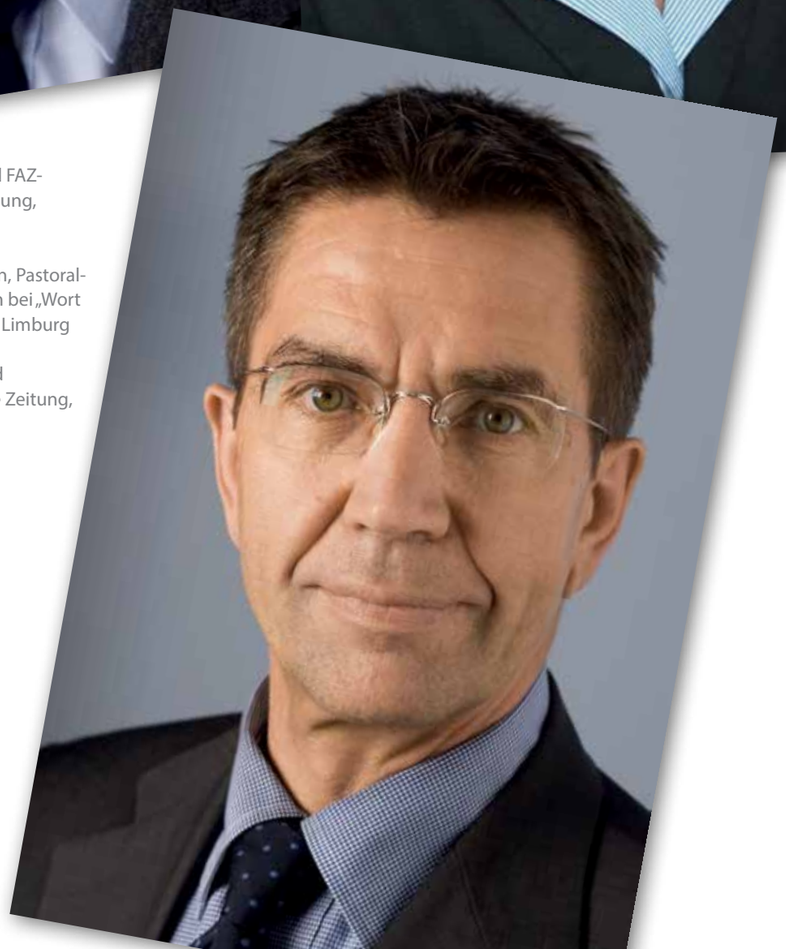
Michael Dörr bestätigt vor allem die soziale Kompetenz. Dörr hatte zunächst Glück mit seinem Hobby. Als er in seiner Kaplanzeit in Braunfels seine heutige Frau kennen lernte und sich von seinem Priesteramt verabschiedete, konnte er auf seine Leidenschaft für Computer zurückgreifen. Kurse wie „Der PC im Pfarrbüro“ hatte er schon gegeben, Programmiersprache hatte er sich selbst beigebracht – da lag es nahe, dass er sich vom Theologen zum Großrechnerprogrammierer umschulen ließ, der Kursus wurde vom Arbeitsamt bezahlt, der Unterhalt kam vom Bistum. 1992 fand er dann auch gleich eine Stelle in der IT der Deka-Bank in Frankfurt. Nach zehn Jahren wurde er für den Personalrat freigestellt, seit 2006 vertritt er als Personalratsvorsitzender die Interessen der rund 400 Frankfurter Mitarbeiter.

Und dabei helfen dem ehemaligen Sankt Georgener (1980 bis 1985) seine seelsorgerlichen Kenntnisse. Wenn Kollegen psychische Probleme haben, wenn ein Mitarbeiter vor ihm sitzt, dessen Chef ihm gerade einen Aufhebungsvertrag vorgelegt hat, wenn es auch ganz handfeste Probleme – „Mein Kollege riecht so unangenehm, was soll ich tun?“– zu lösen gilt, immer ist Dörr bewusst, dass er jetzt für diese Menschen da sein muss, die ihm als Personalratsvorsitzendem mit Vertrauen begegnen. Übrigens spricht Dörr gern vor größeren Menschenmengen, das ist er vom Predigen gewohnt. Und in seinen beiden früheren Tätigkeiten als Priester wie als Programmierer sieht er eine Gemeinsamkeit: „Die Fähigkeit, für die jeweilige Situation aus einem vorgegebenen Satz starrer Regeln das jeweils Beste zu machen.“

Bei Dr. Hans Jürgen Hilling sieht die Sache anders aus. Der Hamburger Anwalt, als Partner tätig für eine Großkanzlei mit 190 Mitarbeitern, sieht zwischen seiner theologischen Ausbildung (1985 bis 1990) und der heutigen Tätigkeit als Spezialist für Gesellschaftsrecht und Organhaftung keinerlei Gemeinsamkeiten. Sein innerer Abstand zum Glauben geht sogar so weit, dass er schon vor Jahren aus der Kirche ausgetreten ist. Er absolvierte im Alter von 25 Jahren noch ein komplettes Jurastudium samt Promotion, so dass er erst mit 33 seine Karriere beginnen konnte. Ein in Sankt Georgen gelebtes Prinzip begleitet ihn aber bis heute: „die Haltung, dass man mit Offenheit und Wahrhaftigkeit am weitesten kommt“. Den Jesuiten verdanke er außerdem die Neigung, die Dinge stets kritisch und unvoreingenommen zu hinterfragen. Gern erinnert sich Hilling auch an die Ausbildung im Priesterseminar unter Regens Köster als einer Zeit des herrschaftsfreien Dialogs: „Man hatte immer das Gefühl, alles sagen zu dürfen.“

Michael Morgenstern hat in seiner Sankt Georgener Zeit vor allem „analytisch geprägtes, sprachlich differenziertes Denken und ausgewogenes Urteilen“ gelernt, wie er sagt. Das kommt dem Diplomaten heute in seiner Arbeit fürs Auswärtige Amt zu gute. Morgenstern, der nach fünf Jahren 1991 das Studium als Diplom-Theologe abschloss, aber schon 1988 das Priesterseminar verlassen hatte, sah in einer Arbeit als

Dr. Stephan Pauly, Theologe und Intendant der Alten Oper, Frankfurt
© Alte Oper Frankfurt, Fotograf: Wonge Bergmann



Links oben: Stefan Toepfer, Theologe und FAZ-Redakteur, © Frankfurter Allgemeine Zeitung, Fotograf: Wonge Bergmann

Rechts oben: Verena Maria Kitz, Theologin, Pastoralreferentin im Bistum Limburg, Sprecherin bei „Wort zum Sonntag", © picture-alliance/Bistum Limburg

Rechts unten: Rainer Hank, Theologe und FAZ-Redakteur, © Frankfurter Allgemeine Zeitung, Fotograf: Wonge Bergmann

Pastoralreferent keine Alternative zum ursprünglich angestrebten Priesterberuf.

Er war aber immer schon international orientiert, hatte sich für Fremdsprachen interessiert und drei Semester in Paris verbracht. Insofern lag der Weg ins Auswärtige Amt nah. Zunächst musste aber eine hohe Hürde genommen werden: Von 1400 Bewerbern wurden im strengen Auswahlverfahren nur sechzig genommen. Morgenstern schaffte es, kam 1992 in den Diplomatischen Dienst und schlug seine Zelte bislang in Lettland, Malawi, Polen, Saudi-Arabien und in der deutschen Botschaft am Heiligen Stuhl in Rom auf. Dort genoss er den intellektuellen Diskurs mit hochgebildeten Vatikan-Beamten – „lauter Monsignores" –, die auch sehr gut über andere Länder bescheid gewusst hätten. Die Erfahrungen in Rom hätten ihn keineswegs abgeschreckt, sagt der Diplomat, vielmehr hätten sie seine Spiritualität und Kirchlichkeit noch gestärkt. Seine theologischen und kirchengeschichtlichen Kenntnisse kann Morgenstern auch sonst gut gebrauchen, weil die Frage der Religion sich immer wieder aktuell stelle, gerade im Verhältnis von Christentum, Judentum und Islam.

Nicht nur ehemalige Priester profitieren freilich von ihren theologischen Kenntnissen. Auch in theologiefernen Berufsfeldern lässt sich, wie Dr. Stephan Pauly meint, das „systematische, tiefe Herangehen an Probleme" gut anwenden. Stephan Pauly leitet heute die Alte Oper in Frankfurt, er stellt Musikreihen zusammen, verpflichtet für kommende Saisons in eigener Regie die Orchester und Interpreten und vermietet die Räume des Konzerthauses an andere Veranstalter. Theologie und Philosophie studiert hat er in München und Rom, parallel dazu belegte er Theater- und Opernregie. Promoviert wurde er mit einer Arbeit über Romano Guardini: „Subjekt und Selbstwerdung. Das Subjektdenken Romano Guardinis, seine Rückbezüge auf Sören Kierkegaard und seine Einlösbarkeit in der Postmoderne." Obwohl die Jahre dieses „reinen Interessenstudiums" innerlich weit hinter ihm zu liegen scheinen, erinnert sich der Intendant gern an diese Zeit, in der er nebenher schon Jobs an Theatern übernahm: „Unvergessen und bis heute eingeübt ist das analytische Denken."

Auf einem ganz anderen Feld tätig ist Emmanuel Siregar. Der Sohn einer Japanerin und eines Indonesiers hatte in Münster und am Germanicum in Rom, wo er auch promoviert wurde, Theologie studiert und seinen Priesterberuf aufgegeben, als er seine heutige Frau kennen lernte. In den neunziger Jahren begann er seine posttheologische Karriere als Verkaufstrainer. Heute sorgt er als Arbeitsdirektor des französischen Arzneimittelherstellers in Deutschland für Sozialpartnerschaft. Auch das setzt eine ethische Grundhaltung voraus, die Siregar in der Presse einmal so umschrieben hat: Wenn es um den Abbau von Arbeitsplätzen gehe, müsse man den Mitarbeitern „klipp und klar die Ansage aus Paris darstellen und innerhalb dieses Rahmens mit den Beschäftigten fair umgehen".

Ein geradezu ideales Beschäftigungsfeld für geeignete Theologen ist der Journalismus. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung beschäftigt mit Daniel Deckers und Stefan Toepfer gleich zwei katholische Theologen, die ihre Kenntnisse und Erfahrungen aus Studium und kirchlicher Wirklichkeit in der Zeitung nutzen: Deckers schreibt im politischen Teil der F.A.Z. über katholische Themen, die Deutsche Bischofskonferenz und die Weltkirche, Toepfer ist im Lokalteil für die Berichterstattung über alle Religionsgemeinschaften zuständig. Die Zeitung beschäftigt aber auch Menschen mit theologischen Kenntnissen, die nicht über Kirche schreiben und in anderen Ressorts arbeiten. So hat Rainer Hank, in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung verantwortlich für Wirtschaft und Finanzen, neben Literaturwissenschaft auch katholische Theologie und Philosophie studiert. Was ihn heute, sagt er, noch gelegentlich als Vorwurf einhole. Da wird ihm entweder vorgehalten, er könne als Theologe und Literaturwissenschaftler doch von Wirtschaft keine Ahnung haben oder aber er habe als kalter Neoliberaler sein christliches Herz verloren. Hank lässt es sich aber nicht verdrießen und findet, der Theologie habe er eine „solide Halbbildung" zu verdanken: „Es ist eine Art *studium generale*, weil man in der Theologie mit anderen Geisteswissenschaften wie Geschichte, Kunstgeschichte oder Soziologie in Berührung kommt."

Hanks Kollege Stefan Toepfer kommt sein theologisches Fachwissen täglich bei seiner Arbeit im Regionalteil zugute. Er sagt: „Die in der kirchlichen Ausbildung gewonnenen Erkenntnisse helfen mir, aktuelle Entwicklungen einzuschätzen." Hinzu kämen Freude am Kontakt mit den unterschiedlichsten Menschen, der Theologen wie Journalisten gleichermaßen wichtig sein müsse, und der Umgang mit Sprache, der – wenn auch in unterschiedlicher Form – beide Berufe präge.

Die Zahl derer, die in Deutschland katholische Theologie studieren, ist in den letzten Jahren zwar leicht gestiegen, aber insgesamt überschaubar. Nach den Angaben des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz lag die Zahl im Wintersemester 2011/12 bei 22.422. Der weitaus größte Teil von ihnen – genau waren es 16.722 – studierte auf Lehramt. Und zwar mit deutlich wachsender Tendenz: Im Wintersemester 1993/94 gab es nur 11.564 angehende Religionslehrer, also rund 5000 weniger als heute. Und unter den Theologiestudierenden genießen die angehenden Priester zwar die größte Aufmerksamkeit, sind aber klar in der Minderzahl, im Jahr 2011 wurden in den Priesterseminaren insgesamt nur 912 Kandidaten gezählt. Erfahrungsgemäß werden es auch noch weni-

ger: Nach der Statistik der Deutschen Regentenkonferenz hat ein Fünftel aller Seminaristen des Jahres 2011 das Seminar ohne Weihe verlassen.

In Sankt Georgen studieren nach Angaben von Anette Schweikart-Paul vom Studentensekretariat und Prüfungsamt derzeit 281 Männer und 81 Frauen. 110 der Männer sind Priester oder Priesteramtskandidaten. Von den 252 Studierenden, die nicht Priester sind oder werden wollen, gehen etwa 80 Prozent in pastorale Berufe, schätzt Frau Schweikart-Paul, die darüber zwar keine Statistik führt, aber sich in Gesprächen ein Bild macht. Wer nicht in kirchliche Dienste tritt, findet oft berufliche Möglichkeiten in Bildungseinrichtungen, Personalabteilungen oder privaten Schulen.

Als weiteres etabliertes Betätigungsfeld kommt für weibliche wie männliche Absolventen der Beruf der Pastoralreferenten in Frage. Von den schätzungsweise 3000 Menschen, die in den Kirchengemeinden (und ein Viertel von ihnen in den Ordinariaten) arbeiten – etwa die Hälfte von ihnen sind Frauen – sind rund 2500 im Berufsverband der PastoralreferentInnen Deutschlands e.V. organisiert. Dabei handelt es sich um einen Dachverband, bei dem die Vereinigungen in den Diözesen organisiert sind. Verbandsgeschäftsführer Christian Domes (in Sankt Georgen von 1978 bis 1981und heute im Bistum Passau tätig) nennt das Wirkungsfeld der Pastoralreferenten einen „super Beruf“ und „den innovativsten Beruf in der Pastoral“, der allerdings von Bistum zu Bistum und von Bischof zu Bischof eine sehr unterschiedliche Wertschätzung genieße.

Auch die Zukunftsaussichten hält Domes für gut, da derzeit die starken Jahrgänge in Rente gingen; fast alle Bistümer, die vor zehn Jahren die Anstellung von Pastoralreferenten storniert hätten (Bamberg, Eichstädt, Aachen) würden heute wieder welche einstellen. Da man auch nicht mehr nur im Heimatbistum beschäftigt werden müsse, ergebe sich in ganz Deutschland die freie Wahl eines Arbeitsplatzes. Auch die Bezahlung, die sich an der eines Oberstudienrates orientiere, sei in Ordnung, findet Domes, der aus dem Jesuitenorden ausgetreten war und in einem Bewerberkreis in München Zugang zu seinem heutigen Beruf fand.

Solch ein Bewerberkreis wird auch von der Abteilung Ausbildung im Limburger Bischöflichen Ordinariat in Sankt Georgen organisiert. Ausbildungsreferent Heribert Schmitt betreut im Bistum die Frauen und Männer während der Studienphase und der sich anschließenden pastoralpraktischen Ausbildung. Zu dem von ihm geleiteten Bewerberkreis kommen derzeit etwa 25 Personen. Für angehende Pastoralreferenten, die später im Bistum eine Anstellung finden wollen, ist die Teilnahme verpflichtend, im Idealfall von Anfang an.

Die Berufschancen stehen recht gut, meint Schmitt, denn das Bistum Limburg stellt die männlichen und weiblichen Pastoralreferenten nach Eignung und Bedarf ein, während viele andere Bistümer pro Jahr eine feste Zahl vorgeben. Die Ausbildung teilt sich nach Schmitts Angaben in zwei Abschnitte: in die studienbegleitende Ausbildung, zu der Praktika gehören und in die zweijährige Assistenzzeit nach dem Abschluss des Theologiestudiums, einem Referendariat vergleichbar. In dieser Assistenzzeit steht den Pastoralreferenten ein erfahrener Berufskollege als Mentor zur Seite, Dienstvorgesetzter ist der Pfarrer. Während der Assistenzzeit gibt es pro Monat zwei bis fünf Fortbildungstage, meist im Bischöflichen Priesterseminar in Limburg; im ersten Jahr liegt ein Schwerpunkt auf der Religionspädagogik, denn später werden die Pastoralreferenten im Bistum Limburg vier Wochenstunden Religionsunterricht erteilen. Schmitt, der sich seit elf Jahren um die Ausbildung kümmert, registriert, dass sich auch unter den Pastoralreferentenanwärtern zunehmend Personen finden, die sich erst nach einer Berufsausbildung oder einem anderen Studium für einen geistlichen Beruf entschieden haben. Er rät Menschen mit diesem Berufswunsch, möglichst bald ein Praktikum zu machen, um zu überprüfen, ob Person und Aufgabe zueinander passen.

PETER LÜCKEMEIER
Lokalchef der FAZ

»Wer wie ein Lautsprecher den Katechismus vorträgt, ist stinklangweilig«

Bischof Dr. Stephan Ackermann im Gespräch

Sankt Georgen ist eine kirchlich anerkannte Hochschule. Dürfen da die Studierenden und Lehrenden überhaupt kirchenkritisch sein?

Studierende dürfen, ja sollen kritisch sein. Das ist ihr Vorrecht. Bei den Lehrenden braucht es fraglos eine Loyalität zur Kirche. Ich will mich als Student ja mit der Lehre der Kirche auseinandersetzen – nicht nur mit der Privatmeinung von Einzelnen. Für die Professoren besteht die Kunst darin: Auf der einen Seite stellen sie die Lehre der Kirche dar. Das aber geht ganz stark über Personen, über den persönlichen Ansatz. Das macht den Lehrenden ja erst interessant. Wer wie ein Lautsprecher den Katechismus vorträgt, ist stinklangweilig. Als Student muss ich im Professor den Fragenden erkennen können. Gerade in Sankt Georgen habe ich das ganz positiv erlebt. Insofern ist der Lehrende selbst auch immer kritisch und muss es sein. Andererseits hat der Professor den Auftrag, Menschen an die Botschaft des Glaubens heranzuführen. Wer da keine Loyalität hat, kann diese Botschaft nicht vermitteln. So jemand kann kein wirklicher Lehrer der Theologie sein.

Müssen nicht auch Studierende nach außen hin für ihr Fach, ihren Glauben und ihre Kirche einstehen?

Studierende sind nicht beweispflichtig. Aber natürlich gibt es Anfragen an sich selbst und von außen. Wenn ich etwa gefragt werde: „Wie kannst du nur Theologie studieren? Das ist doch unvernünftig“, bin ich herausgefordert. Jeder, der heute Theologie studiert, ist in diese Auseinandersetzung mit hineingezogen.

Aber wie geht man als gläubiger Mensch und Theologiestudierender mit diesen Anfragen um? Wenn zurzeit in den Medien von der katholischen Kirche berichtet wird, geht es meist um Vorwürfe und Erwiderungen. Es scheint als stünde die Kirche in einer ständigen Verteidigungssituation. Außerdem schwingt im öffentlichen Diskurs oft eine stark emotionale Seite mit. Da wird es schwer, die richtige Ebene zu finden.

Wir leben in einer gesellschaftlichen Situation, die stärker als je zuvor Institutionen auf den Prüfstand stellt. Davon ist nicht nur die Kirche betroffen. Heute gibt es keinen automatischen Bonus mehr, keinen Vertrauensvorschuss, weder für Parteien, noch für die Kirche oder andere gesellschaftliche Gruppierungen. Wir haben da keinen Sonderplatz. Daher sehe ich diesen Prozess auch als eine Art Reinigung der Kirche. Hinzu kommt: Worüber wir heute reden und worum wir zurzeit ringen, ist zum großen Teil Vergangenheitsbewältigung. Ich sehe in den Gemeinden viele Leute, die unter der Veränderung der Kirche leiden. Da werden die Sechziger und Siebziger Jahre gerne glorifiziert. Aber die Missbrauchsfälle zum Beispiel, aber auch andere Probleme der Gegenwart versehen diese Glorifizierungen mit einem großen Fragezeichen. Es gab damals auch sehr dunkle Seiten, als die Volkskirche noch bestand. Es ist ja nicht so, dass früher alles leicht war, und heute ist es so schwer, nur weil wir jetzt in der Diskussion stehen. Vor dreißig, vierzig Jahren sah es vielleicht so aus, als ob alles gut war. Das war es aber nicht. Wir setzen uns heute nur intensiv damit auseinander! Insofern hoffe ich, dass wir uns die Freude am Geschenk des Glaubens nicht nehmen lassen. Auch nicht die Begeisterung für das, was Gemeinschaft des Glaubens ist. In der Kirche gibt es Heilige und Sünder, das ist klar. Aber der Kern sind die Botschaft Jesu und die Jüngerschaft. Und dieser Kern wird durch das, was uns belastet, nicht weniger wert.

Steht denn nicht heute jeder, der sich als Katholik bekennt, gleich unter Generalverdacht? Manchmal wirkt es so, als ob erwartet würde, „vernünftige“ Menschen müssten eigentlich austreten und damit das Richtige tun, nämlich das System „kaputtschrumpfen“. Was sagt man sich da selbst? Und wie tritt man nach außen auf?

Das Verbrechen des sexuellen Missbrauchs wird und wurde von der Lehre der Kirche noch nie gutgeheißen! Daran darf man keinen Zweifel lassen. Darüber hinaus muss das Engagement der Kirche, gerade im Bereich der Aufklärung und Aufarbeitung, für sich sprechen. Aber Kirche ist schon immer per se ein Stein des Anstoßes, auch heute. Zum einen erhebt sie einen moralischen Anspruch und zum anderen gibt es in ihrer Verfasstheit Dinge, die nicht mehr in unsere Zeit zu passen scheinen. Wenn sie dann selbst durch eigenes Unvermögen diesen Eindruck noch vergrößert, wird es schwierig. Insofern hilft meiner Meinung nach nur das „Relativieren“ - aber nicht in dem Sinne, dass wir die Dinge

Rechts: „Das Skandalon des Evangeliums sollen wir auch nicht abschwächen. Wir sollen nur nicht selbst zum Skandalon werden durch unsere Fehler." *Bischof Ackermann*, Foto mit Druckerlaubnis des Bistums Trier

kleinreden – , sondern indem wir sie – im ursprünglichen Sinn des Wortes – in Beziehung setzen zum größeren Ganzen. Im Neuen Testament fordert Jesus: „Bei euch soll es nicht so sein wie sonst üblich". Unter diesem besonderen Anspruch stehen wir Christen. Umso schlimmer, wenn es bei uns dann doch genauso ist, wie bei den Anderen.

Vielleicht haben wir aber auch das Gefühl dafür verloren, Stein des Anstoßes zu sein? Dann könnten wir Christen von der heutigen Situation ja auch etwas lernen.

Sicherlich kommen wir noch mehr in eine Situation der stärkeren Unterscheidung: Menschen müssen sich zur Kirche positionieren, müssen sagen, was sie in der Kirche hält. Das ist positiv. Wir sind stärker herausgefordert, zu unserer Überzeugung zu stehen. Dabei ist zu bedenken, dass die Botschaft eine Botschaft für alle ist und nicht nur für eine Elite. Dennoch hat die Botschaft Jesu tatsächlich immer schon etwas Anstößiges. Das hatte Jesus prophezeit und auch selbst erlitten. Und dieses Skandalon des Evangeliums sollen wir auch nicht abschwächen. Wir sollen nur nicht selbst zum Skandalon werden durch unsere Fehler. Gerade als Bischof wünsche ich mir, dass es primär unsere Botschaft ist, die die Menschen herausfordert.

Erlebt man diesen Zwiespalt als Bischof besonders schmerzlich?

Einerseits sind wir stolz auf das großartige Geschenk der Gemeinschaft der Kirche von den Zeiten der Apostel bis heute. Die Kehrseite dieser generationenübergreifenden Gemeinschaft ist, dass wir auch mit den Punkten behaftet sind, an denen Menschen gegen das Evangelium gelebt haben oder leben. Das merkt man als Bischof besonders, weil man ja amtlich für die Kirche steht.

Wie distanziert man sich da?

Man kann sich nicht distanzieren. Die Dinge sind ja geschehen. Als Katholik kann ich mich da nicht wirklich absetzen. Aber ich darf sagen: Das ist nicht die ganze Kirche.

Und welche Rolle kann da eine Hochschule wie Sankt Georgen in diesen Entwicklungen spielen?

Ich sehe vor allem zwei Dinge: Das eine Stichwort heißt „Zeitgenossenschaft". Das ist der Versuch, an den aktuellen kirchlichen und gesellschaftlichen Fragen „dran" zu sein. Ich fand es schon immer faszinierend, wie sehr sich die Lehrenden von Sankt Georgen in philosophische und theologische Diskurse einbringen. Und dann braucht es zweitens die lebendige Verbindung von Spiritualität und Wissenschaft, von Theologie und Kirchlichkeit. Für mich war und ist in St. Georgen immer ein positiv-kritischer Geist spürbar, den ich sehr schätze.

Die Fragen stellte **PRISCA PATENGE**

BISCHOF DR. STEPHAN ACKERMANN (*20. März 1963) studierte Theologie in Trier und Rom. Dort machte er auch sein Lizentiat. Anschließend promovierte er in Sankt Georgen. Seit 2009 ist er Bischof von Trier. Außerdem ist er seit 2010 Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für Fragen im Zusammenhang des sexuellen Missbrauchs Minderjähriger im kirchlichen Bereich. Bischof Ackermann ist Mitglied der Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen sowie der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz. Seit März 2008 ist er Vorsitzender der Deutschen Kommission „Justitia et Pax".

„Weder zu der einen noch zu der anderen Entscheidung zu bewegen“

„Das Leben in der Seminargemeinschaft gibt dem einzelnen die nötigen Hilfen, um sein Christsein zu vertiefen und die Frage seiner Berufung zum Priestertum zu klären.“ Das schreibt die Lebensordnung des Priesterseminars Sankt Georgen. Gerade in einer Zeit, in der die Anforderungen der Pastoral steigen und Priester händeringend gebraucht werden, ist es umso wichtiger, die Berufung beiderseits offen und gründlich zu prüfen und auch zu akzeptieren, wenn der Weg eine andere Wendung nimmt, als „geplant“. Wir haben nachgefragt, was hilft, diese persönliche Entscheidung zu treffen.

zusammengestellt von **DAG HEINRICHOWSKI**

„Fragen der Berufung entscheiden sich nicht bei Gesprächen über richtig oder falsch. Als ich nach meinem Freijahr neu nach einem Fundament meines Glaubens gegraben habe, merkte ich, dass mein Ruf nicht in das Amtspriestertum gehen soll. Von der Seminarleitung wurden mir die nötige Freiheit und Ermutigung zugesprochen und ab einem Punkt merkte ich dann auch, dass es Zeit wird an die Hausgemeinschaft heranzutreten. Der Austritt war reflektiert und durchdacht, ein Plan für das Leben danach vorentworfen. Abendliche Gespräche bei Spaziergängen und geistliche Gespräche abseits des Seminaralltags halfen mir, Halt zurückzugewinnen. Aber in allem bin ich dankbar für den gemeinsamen Weg! Er hat mich dortin gebracht, wo ich jetzt bin.“

CHRISTOPH BREMER lebte und studierte von 2008-2012 in Sankt Georgen und ist angehender Wirtschaftsingenieur bei der DB Netz AG in Frankfurt.

„Ein wichtiger Bestandteil der Prüfung, ob und wie ich mir vorstellen kann, mein Leben als Priester heute zu gestalten, waren für mich die geistlichen Angebote: Dabei tauschten wir uns über wichtige Fragen des geistlichen Lebens und der priesterlichen Lebenskultur aus. Prägend waren auch regelmäßige gemeinsame Abende, die wir in der Equipe, einer kleinen Gruppe von verschiedenen Seminaristen, die von einem Pater begleitet werden, zugebracht haben: neben geistlichen Themen standen auch Kulturelles und der Austausch im Mittelpunkt.

Es waren aber nicht nur die vom Haus vorgegebenen Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit sich selbst und der eigenen Berufung: auch der Austausch mit den Mitbrüdern, ob bei Begegnungen auf dem Flur, einem Bier in der Seminarbar oder in den Flurküchen gehören für mich dazu.

So wichtig die Gemeinschaft im Haus ist, so wichtig sind auch Halt gebende Beziehungen nach außen, die bei allen Seminarverpflichtungen gepflegt werden müssen und helfen, den Blick nach außen nicht aus den Augen zu verlieren.

Ich glaube, es wäre ein falsches Verständnis vom Seminarleben, wenn man die Regeln blind annimmt und sich nicht daran reibt. Dabei lernt man für sich selbst und das Leben. Es geht um die Fragen, wie ich als Priester leben möchte und dort, wo ich eingesetzt werde, Zeugnis ablegen kann.“

TOBIAS BLECHSCHMIDT ist bis zu seiner Priesterweihe an Pfingsten 2013 Diakon in der Pfarrei St. Anna in Herschbach-Selters. 2006-2011 studierte er in Sankt Georgen.

„Ignatius von Loyola schärft im Exerzitienbuch allen geistlichen Begleitern ein, Menschen, die nach ihrer Berufung suchen und vor der Wahl für einen Lebensweg stehen, weder zu der einen noch zu der anderen Entscheidung zu bewegen, auch wenn es sich dabei um eine in sich noch so gute Sache handeln sollte. Die Zurückhaltung, die Ignatius den Begleitern auferlegt, ist darin begründet, „unmittelbar den Schöpfer mit dem Geschöpf wirken lassen und das Geschöpf mit seinem Schöpfer und Herrn“ (EB 15). Im Suchen nach der eigenen Berufung und im Prozess der Entscheidung begegnen Menschen Gott so unmittelbar und werden so einmalig von Gott berührt, dass niemand in diese Begegnung eingreifen darf. Bei allem Ringen um die eigene Berufung ist das ein ermutigender Gedanke: Ich bin für Gott keine „Nummer“, sondern einzigartig gemeint und gerufen, meinen ganz persönlichen Weg zu finden. Als Begleiter habe ich die Erfahrung gemacht, dass das Suchen und Finden der eigenen Berufung leichter gelingt, wo Menschen ehrlich ihr eigenes Sehnen und Wünschen in den Blick nehmen („wen oder was suche ich wirklich?“), wo Menschen die Alternativen, vor denen sie stehen (z.B. Partnerschaft oder Ehelosigkeit), auch existentiell „gefühlt“ haben und schließlich wo Menschen mit einer inneren Freiheit ihren Weg Gott anvertrauen. Oft geschieht dann das „Wunder“, dass in einem inneren Frieden auch eine Entscheidung reift bzw. sich mit einer Entscheidung auch Frieden und Zufriedenheit einstellen.“

KLAUS VECHTEL SJ war 2000-2007 Spiritual am Priesterseminar *Pontificium Collegium Germanicum et Hungaricum* in Rom und lehrt seit 2007 in Sankt Georgen. Dort ist er auch geistlicher Begleiter für Studierende.

Bei der Priesterweihe, Foto Leopold Stübner SJ

Bitte einmal ausfüllen, Frau Schweikart-Paul!

Anette Schweikart-Paul, Studentensekretärin der Hochschule, stellt sich dem Fragenkatalog von GEORG

?

Fragen über Fragen

Zum Frühstück... bin ich schon hellwach und für Diskussionen bereit

Mit 16 Jahren wollte ich... schon fremde Länder und Kulturen kennenlernen

Ich bin Christ, weil... ich durch Elternhaus, Schule, kirchl. Gruppierungen geprägt, ein Leben im Glauben nie in Frage gestellt habe. Fragen gestellt dagegen schon

Zur Zeit lese ich... Hannelore Kohl – Ihr Leben

An Frauen (für Männer)/Männern(für Frauen) schätze ich... Charakterstärke, Lebenszufriedenheit, echte Partnerschaft, soziale Kompetenz

Mein Lieblingsphilosoph/-theologe... Hildegard von Bingen u. Papst Johannes XXIII

Dem Papst würde ich raten, neue Wege zu gehen, Reformen einzuleiten, Bedürfnisse der Gesellschaft u. Kulturen zu erkennen, einfach nahe bei den Menschen zu sein

Geld macht mich... nicht wirklich glücklicher, aber es beruhigt

Drei interessante Wörter: durchdringen, verwirklichen, weitergeben

Kürzlich habe ich mich geärgert über... mich selbst, weil mir die Spontanität fehlte

Ich vergesse die Zeit, wenn ich... in eine Buchhandlung gerate und schmökern kann

In der Zukunft träume ich davon... doch noch Geschichte zu studieren

Sankt Georgen ist für mich ... ein Ort, der wertschätzendes Arbeiten möglich macht

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... authentisch, mutig, kritisch, hinterfragend, kompetent u. liebevoll zu bleiben

»Sind es etwa Engel?«

Die neue Geschichte der deutschen Jesuiten

III

Das besondere Buch

Hundertsiebzig Jahre Ordensgeschichte in fünf Bänden. Der emeritierte Kirchengeschichtsprofessor Klaus Schatz SJ hat nach intensiver Archivarbeit und Zeitzeugenbefragungen in einem groß angelegten Buchprojekt die Geschichte der deutschen Jesuiten aufgearbeitet. Anlässlich der unmittelbar bevorstehenden Veröffentlichung haben wir ihn dazu interviewt.

Im Sommer dieses Jahres erscheint die Gesamtausgabe Ihres Werkes „Die Geschichte der deutschen Jesuiten" im Aschendorff-Verlag. Was erwartet den Leser?

Den Leser erwartet eine Geschichte der deutschen Jesuiten von der Wiedererrichtung des Ordens 1814 bis ins Jahr 1983. Es handelt sich dabei um eine Darstellung der einzelnen Häuser und der wichtigsten Aktivitäten der Jesuiten. Ich thematisiere auch die Missionen, sofern und solange sie Teil der deutschen Provinz waren, also etwa die Missionen der deutschen Auswanderer in Nord- und Südamerika, die Bombay- und Punamission der deutschen Jesuiten in Indien, die Anfänge der Japanmission und ebenso Simbabwe. Den Schwerpunkt lege ich dabei auf die ordensinterne Kommunikation: Wie wurden Aktivitäten, wie etwa die Tätigkeit von Pater Leppich, innerhalb des Jesuitenordens beurteilt? Wo gab es im Orden unterschiedliche Auffassungen? Wie schlug sich das in verschiedenen Strategien nieder?

Ihre „Geschichte der Jesuiten" besteht aus 5 Teilen. In welche Abschnitte haben Sie Ihr Werk gegliedert?

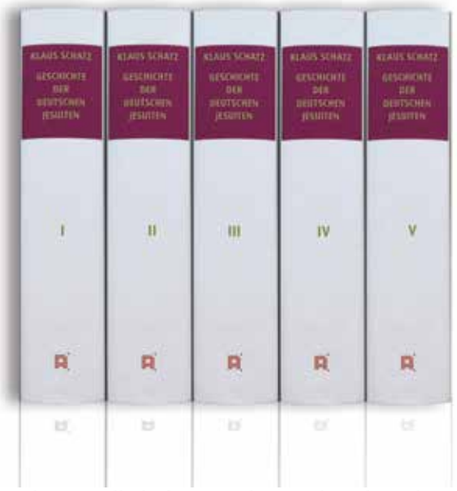
Der erste Textteil behandelt die Geschichte von 1814 bis 1872. Sie besteht aus zwei Perioden: der Schweizer Periode, wo sich die Jesuiten praktisch nur in den katholischen Kantonen der Schweiz entfalten konnten, bis zur Vertreibung aus der Schweiz nach dem Sonderbundkrieg 1847, und der ersten deutschen Periode von 1849 bis 1872, also bis das Kulturkampfgesetz die Jesuiten aus dem Deutschen Reich ausschloss.

Der zweite Teil behandelt die Periode des Exils von 1872 bis 1917. In dieser Zeit galt in Deutschland das Jesuitengesetz. Die großen Studienhäuser waren außerhalb, in Holland und zeitweise in England und ein Großteil der deutschen Jesuiten ging damals in die Missionen.

Der dritte Teil behandelt die Weimarer Zeit und die NS-Zeit. Die Phase ist gekennzeichnet von der Rückkehr der Jesuiten nach Deutschland, der Gründung der großen Werke des Ordens. Sowohl das Berchmanskolleg in Pullach als auch Sankt Georgen wurden damals gegründet. Und dann natürlich die NS-Zeit, als Zeit der immer stärker werdenden Unterdrückung und Verfolgung bis 1945.

Schließlich behandelt der vierte Band die Zeit von 1945 bis 1983, die sich wiederum in zwei Teile untergliedert. Die Nachkriegszeit von 1945 bis 1965 war im Wesentlichen eine Zeit des Aufbruchs, teilweise auch der Innovationen, aber noch nicht der grundlegenden Reformen. Die nach dem Epochenjahr 1965 liegende Periode war von grundlegenden Reformen des Ordens geprägt, aber gleichzeitig auch von dem allmählichen Rückgang der Mitgliederzahlen und der inneren Krise. Obwohl ich nur bis 1965 unbeschränkten Zugang zu den Quellen in München und Rom habe, entschied ich mich, den Zeitabschnitt danach mit zu untersuchen. Die heute tragende Schicht im Jesuitenorden – Provinziäle, Rektoren – ist nämlich später eingetreten und möchte daher wissen: Was ist in diesen turbulenten Jahren, über die sich ja auch so etwas wie ein Mythos gebildet hat, eigentlich geschehen? Man musste diese Zeiten jedenfalls mitbehandeln, wenn auch aufgrund der eingeschränkten Quellenlage zunächst nur vorläufig, etwa auf der Grundlage von Zeugenbefragungen usw.

Der fünfte Teil ist der Anhang. Er enthält ein Literaturverzeichnis, ein jesuitisches Glossar. Dann sind natürlich verschiedene Tabellen und Statistiken enthalten, Verzeichnisse von Häusern, Personen- und Sachregister, vor allem aber etwa 1470 Kurzlebensläufe aller im Haupttext vorkommenden deutschen Jesuiten.



Wie kam es zu diesem Buchprojekt?

Die Idee kam von mir selber. Wir haben eine Geschichte der Alten Gesellschaft Jesu in den Ländern deutscher Sprache. Man braucht aber auch eine Darstellung der Geschichte der neueren Gesellschaft Jesu. Ich habe das Projekt schon länger mit meinen Provinziälen besprochen und dann in deren Auftrag das Ganze in Angriff genommen. Konkret begonnen habe ich 1998 und bin seit 1999 an das Quellenstudium gegangen, in erster Linie in Rom und auch in München. Die letzte Phase bestand aus der Befragung von Mitbrüdern. Mit dem Schreiben habe ich Anfang 2008 begonnen und bin im Wesentlichen 2010 damit fertig geworden. Von Anfang an hatte ich das Jahr 2014 als Deadline vor Augen, weil sich da die Wiedererrichtung des Jesuitenordens zum 200. Mal jährt.

Auf welche Quellen haben Sie zurückgegriffen?

Die wichtigste Quelle, wenn man über die Geschichte der Jesuiten schreibt, pflegt das römische Generalatsarchiv zu sein. In den Briefwechseln mit dem Ordensgeneral spiegeln sich nämlich am ehesten die Probleme einer Provinz. Alle Informationsströme fließen in Rom zusammen. Der General wird über alle wichtigen Hintergründe informiert sowie über die politischen, allgemeinen, geistigen Rahmenbedingungen, wofür auch der zukünftige Historiker dankbar ist, weil er erfährt: Weshalb hat man ein Haus gegründet? Weshalb hält man es für vordringlich, gerade mit dieser Arbeit zu beginnen?

An zweiter Stelle habe ich auf das jetzt vereinigte Archiv der deutschen Jesuiten in München zurückgegriffen. Das konnte ich auch während meiner Ferien hier in Sankt Georgen auswerten, während ich für das römische Archiv immer nach Rom gefahren bin.

Sekundär habe ich auf das Schweizer Provinzarchiv zurückgegriffen, verschiedene deutsche Diözesanarchive, staatliche Archive der preußischen und der Schweizer Behörden, in Rom auf das Propagandaarchiv für die Missionen und dann natürlich auf mündliche Quellen, d.h. Zeitzeugenbefragungen.

Gab es auch Schwierigkeiten bei der Auswertung?

Bei der Auswertung bestand z.B. das Problem, dass in den Quellen nicht immer die entscheidenden Dinge widergespiegelt werden. Allerdings nicht so – wie man es vielleicht vermuten würde – dass aus den Quellen ein geschöntes Bild hervorgeht, sondern eher im Gegenteil. Die Gefahr ist nicht, dass ich aufgrund dieser ordensinternen Quellen ein zu harmonisches Bild liefere, sondern vielleicht eher die Problemüberdimensionierung. Aber ich versuche in meiner Darstellung dem entsprechend gerecht zu werden.

Bei der Befragung von Zeitzeugen habe ich oft den Eindruck gehabt, dass Mitbrüder, die im gleichen Haus wohnten, in ihren subjektiven Schilderungen von ganz verschiedenen Häusern berichteten. Das sind natürlich die typischen Probleme, die aber dem Historiker bei der Zeitzeugenbefragung bewusst sind.

Gab es in den von Ihnen untersuchten Quellen eine besonders einprägsame Anekdote?

Eine Anekdote, die immer wieder erzählt wurde, handelt von der Planung des Kollegs in Pullach 1924/25. Man erzählt sich, dass von dem Pater Minister, der den Plan entwarf, die Toiletten vergessen worden waren. Nach der Einreichung der Pläne in Rom, soll von dort die Antwort gekommen sein: Suntne angeli? – Sind es etwa Engel? In einer anderen Version soll sogar noch das Refektor aus den Plänen gestrichen worden sein, weil die Scholastiker ja dann auch nichts essen müssten. Beides sind Wanderlegenden, die ich aber leider als Mythos entlarven muss.

Zwölf Jahre hat Pater Schatz für sein jüngstes Buch investiert: „Den Leser erwartet eine Geschichte der deutschen Jesuiten von 1814 bis 1983." Foto: Elke Teuber-S

Worin sehen Sie den wichtigsten Beitrag, den Ihre „Geschichte der deutschen Jesuiten" zur Kirchengeschichte leistet?

Ich würde sagen, der wichtigste Beitrag ist der interne Blick: Was gab es unter Jesuiten für unterschiedliche Auffassungen? Dass der Orden nicht erst heute, sondern auch schon in früheren Jahrzehnten insgesamt weniger homogen war als man dachte, dass es da sehr große Divergenzen gab. Und auch: Wie die neuen Impulse, die dann später im Zweiten Vatikanum zum Durchbruch kamen, in verschiedener Form sich vorher schon ankündigten; welche Diskussion unter den Jesuiten dort stattfanden. Darin sehe ich einen wichtigen Beitrag zur allgemeinen und speziell auch zur deutschen Kirchengeschichte.

Verglichen mit den fast 200 Jahren Ordensgeschichte, die Sie untersucht haben, wo steht der Jesuitenorden heute?

Das grundlegende Problem heute ist natürlich die Reduzierung der Arbeiten und damit natürlich auch der Auswahl. Das ist wesentlich schwerer als früher. Früher hat man auch immer vor dem Problem gestanden angesichts der vielfältigen Notwendigkeiten der Kirche, die an uns herangetragen wurden: Was übernehmen wir und was nicht? Aber die Probleme waren dadurch entschärft, dass unsere Zahl zunahm. Die Frage der Auswahl unter verschiedenen Möglichkeiten war angesichts wachsender Mitgliederzahlen keine gravierende Frage. Es ging letzten Endes um Akzentsetzungen, aber nicht um radikale Einschränkungen. Und das ist natürlich heute das Hauptproblem: Was behält man bei und was nicht? Und da ist es natürlich eine Versuchung, dass das letztlich von den Vorlieben von Personen abhängt. Wichtige Werke können etwa wegfallen, weil ein Jesuit austritt oder stirbt und dann keiner die Nachfolge antreten will.

Die Fragen stellte **SIMON NEUBERT**

Neues aus dem Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität

Professor Pater Dr. Karl Frielingsdorf SJ, Gründer und langjähriger Leiter des Instituts für Pastoralpsychologie und Spiritualität, feierte am 23. Februar 2013 seinen 80. Geburtstag – zusammen mit Verwandten und Freunden, Schülerinnen und Schülern, die ihm für seine pastoralpsychologische Pionierarbeit herzlich danken, ihn als Begleiter weiterhin sehr schätzen und ihm für seine Zukunft Freude sowie Gesundheit an Leib und Seele wünschen.

In der Reihe „Zeitzeichen“ des Grünewaldverlags sind 2013 zwei Sankt Georgener Promotionen erschienen: zum einen von Viera Pirker „fluide und fragil. Identität als Grundoption zeitsensibler Pastoralpsychologie“ (Band 31), zum anderen von Norbert Hark „Auf das Wort hören und danach handeln. Hermeneutische Maßstäbe für eine exegetisch verantwortete Pastoraltheologie“ (Band 32).

Zukunftskongress „Gott – Bildung – Arbeit“ zum Berufsschulreligionsunterricht am 16. November 2012

Prof. Dr. Dr. Klaus Kießling begrüßt die Kongressteilnehmer

Unter den weiterführenden sind es die berufsbildenden Schulen, die die meisten Heranwachsenden besuchen, und dies in einer Lebensphase, die ihnen zentrale Weichenstellungen abverlangt. Der Religionsunterricht an berufsbildenden Schulen verdient also religionspädagogische Aufmerksamkeit. Darum wurden seit 2002 drei Institute für berufsorientierte Religionspädagogik gegründet, ein katholisches und bundesweit tätiges in Tübingen, ein evangelisches ebenfalls in Tübingen und ein weiteres evangelisches in Bonn. Zusammen mit diesen dreien sowie dem Zentrum für religionspädagogische Bildungsforschung in Jena veranstaltete das Sankt Georgener Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik am 16. November des vergangenen Jahres einen Zukunftskongress zum Berufsschulreligionsunterricht, zu dem mehr als 300 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus allen Himmelsrichtungen nach Frankfurt kamen.
Hauptvortragende waren der Pädagogische Psychologe Prof. Dr. Fritz Oser aus Fribourg / Schweiz und der langjährige Frankfurter Sozialethiker Prof. Dr. Dr. h.c. Friedhelm Hengsbach SJ sowie Präses Dr. h.c. Nikolaus Schneider, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland, und Erzbischof Heinz-Josef Becker, Vorsitzender der Kommission Schule und Erziehung der Deutschen Bischofskonferenz. Auch vielfältige Foren boten Gelegenheiten, Perspektiven eines zukunftsfähigen Religionsunterrichts und der religionspädagogischen Begleitung Jugendlicher im Zuge ihrer beruflichen Bildung zu entwickeln. Im Laufe dieses Tages wurde die Frankfurter Erklärung zur Zukunftsfähigkeit des Berufsschulreligionsunterrichts (BRU) präsentiert, kommentiert und verabschiedet.

Ausländische Pflegekräfte in Privathaushalten

Seit einigen Jahren beschäftigen immer mehr Haushalte osteuropäische Pflegekräfte, die zwischen ihrem Heimatland und Deutschland in einem mehrmonatigen Rhythmus pendeln und eine sog. 24-Stunden-Pflege anbieten. Im Auftrag der Hans-Böckler-Stiftung hat das Nell-Breuning-Institut in den letzten zwei Jahren die Lebens- und Arbeitssituation mehrerer Pflegekräfte untersucht. Dabei hat sich gezeigt: Die Beteiligten sehen in der irregulären Pflege zumeist eine Win-Win-Situation und nehmen die Irregularität nicht als Problem wahr. Aufgrund der hohen Prekarität sind die Arbeitnehmerinnen jedoch zu einer beinahe vollständigen Ergebenheit gegenüber den Arbeitgebern gezwungen. Da ihr Alltag in den Einsatzphasen umfassend von den Aufgaben der Pflege und des Haushalts sowie von einer kaum oder gar nicht unterbrochenen Einsatzbereitschaft geprägt ist, haben die Arbeitnehmerinnen häufig das Gefühl, nur in den anderen Phasen, außerhalb des Pflegesettings, wirklich zu leben. Die Ergebnisse werfen sozialethische Fragen nach einer gerechten Organisation der Pflegearbeit in einer reichen Gesellschaft auf. Der Abschlussbericht der Studie steht zum Download bereit: http://www.sankt-georgen.de/nbi/publikationen/frankfurter-arbeitspapiere-fagsf/nr-61-51/nr-61/.

Hugo von Sankt Viktor-Institut: Neueinsatz der Hildegard-Forschung

Papst Benedikt XVI. hat im Jahr 2012 Hildegard von Bingen zur Ehre der Altäre und zur Kirchenlehrerin erhoben. P. Rainer Berndt war in Zusammenarbeit mit der Abtei St. Hildegard in Eibingen, insbesondere in der Person von Sr. Dr. Maura Zátonyi, an diesem Prozess beteiligt. Das Jahr 2013 begann nun mit einem internationalen Kongress (27.02.-03.03.) unter dem Thema „Unversehrt und unverletzt. Hildegards von Bingen Menschenbild und Kirchenverständnis heute“. Veranstaltet in Zusammenarbeit mit dem Erbacher Hof in Mainz zielte diese Tagung darauf ab, der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Person und dem Werk Hildegards einen neuen Impuls zu geben. Der Eröffnungsvortrag von P. Berndt, ein öffentlicher Abendvortrag Karl Kardinal Lehmanns und eine Exkursion in die Abtei nach Eibingen, wo der Bischof von Limburg, Dr. Franz-Peter Tebartz van Elst, mit dem Konvent und dem Kongress ein Pontifikalamt feierte, bildeten Höhepunkte zwischen den dicht gefüllten Tagen. Die Ergebnisse der gesamten Tagung werden publiziert werden.

Handschriftenreise nach Paris

Im Rahmen des Forschungsprojektes zur Bibliothek des Avignoneser (Gegen-)Papstes Benedikt XIII. (+1423) fuhren die beiden Bearbeiterinnen, Dr. Britta Müller-Schauenburg und Dr. Anette Löffler, nach Paris, um Einsicht in die erhaltenen Handschriften aus dieser Bibliothek zu nehmen. Unter anderem finden sich darin zeitgenössische Notizen zum Großen Abendländischen Schisma (1309-1378), die bis heute überhaupt nicht bekannt und nicht ausgewertet worden sind.

Weltkirche in Deutschland

Am Institut für Weltkirche und Mission (IWM) wird zur Zeit das theologische Stipendienprogramm „Albertus Magnus“ organisiert, das im Wintersemester 2013/14 beginnt. Gefördert werden ausländische Studierende aus Afrika, Asien, Lateinamerika und Osteuropa, die ein postgraduales theologisches oder philosophisches Studium in Deutschland absolvieren. In Anknüpfung an die Jahrestagung 2011 ist die zweite Publikation aus der IWM-Reihe „Weltkirche und Mission“ unter dem Titel „Kontextualität des Evangeliums. Weltkirchliche Herausforderungen der Missionstheologie“ beim Pustet-Verlag erschienen. Am 14. Mai 2013 findet ein Studientag zum Thema „Migration als ‚Ort der Theologie‘“ statt, bei dem das Phänomen der Migration unter dem Gesichtspunkt seiner theologischen Relevanz bzw. seines Offenbarungscharakters betrachtet wird. Außerdem trägt das IWM vom 24.-26. September 2013 die nächste Jahrestagung unter dem Titel „Christus und die Religionen – Religionstheologische Standortbestimmung der Missionstheologie“ aus. Neben Klaus von Stosch und Robert C. Neville haben weitere hochrangige nationale und internationale Referentinnen und Referenten zugesagt.

Institut für Dogmen- und Liturgiegeschichte

In den letzten Monaten stellten die Mitarbeiter des Instituts für Dogmen- und Liturgiegeschichte zwei neue Schriften der Edition Cardo fertig, nämlich eine Studie über die »Madonna mit dem Granatapfel« von Sandro Botticelli (1487), welche insgesamt 200 Seiten und 55 Abbildungen enthält, und den zweiten Band der »Christologie« zu den großen Mysterien des Lebens Jesu mit 440 Seiten. Weiterhin wurde mit Sr. Maria Caritas Kreuzer eine Ausstellung mit mittelalterlichen Faksimilia zum Thema »Eucharistie« vorbereitet, die ab Semesterbeginn in der Bibliothek der Hochschule zu sehen ist. Ebenfalls in Planung für das Frühjahr ist eine Tagung in Münster zum Thema »Unterscheidung der Geister« in ignatianischer und orthodoxer Tradition wie auch aus psychologischer Sicht. Der bisherige Wissenschaftliche Mitarbeiter des Instituts Dr. Alexander Toepel hat seine zweite Promotion mit einer Studie zum Protevangelium mit Auszeichnung abgeschlossen.

Gratulation

Unser langjähriger Mitarbeiter, Privatdozent Dr. Matthias M. Tischler, zuletzt Technische Universität Dresden, hat zum 1. März 2013 eine Forschungsprofessur an der Universitat Autònoma in Barcelona übernommen. Herzlichen Glückwunsch!

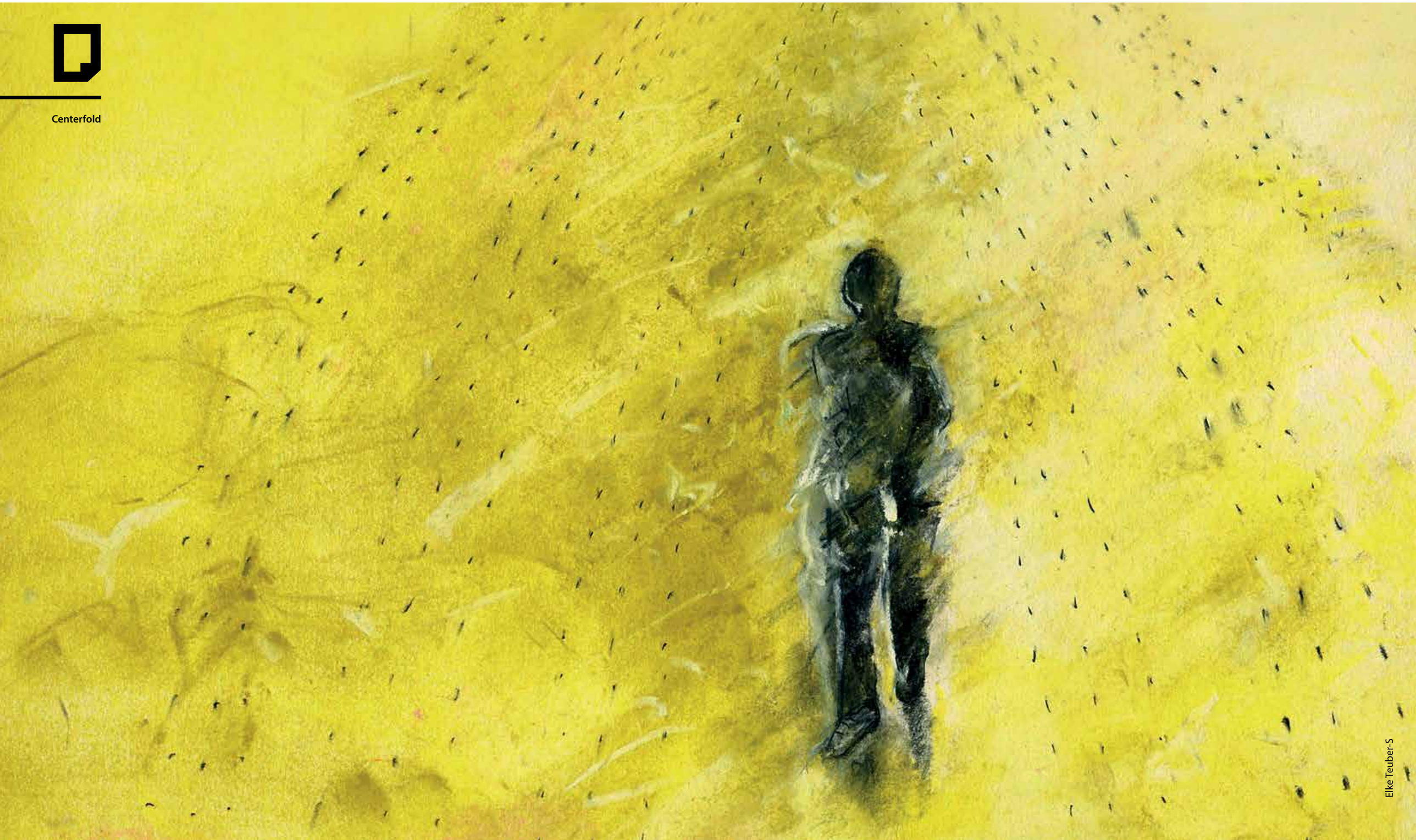
Berufung
Er hat getilgt die alte Dürre,
Und Ströme fließen nun, wo alles trocken war,
Das Feld ist getränkt mit gnadenreichem Tau.
Er hat ein neues Lied in meinen Mund gelegt,
Alt sind die Worte, der Sinn ist neu,

Und meine Lippen gelehrt, dies Wort zu sprechen,
Dass ich leben soll, und soll nicht sterben,
Sondern ich soll, wenn die Garben gespeichert werden,
Schaun die Erlösung des Herrn.

Wir treffen zusammen, du und ich,
Treffen auf einem Acker uns eines Landes,
Und ich will meine Blicke zu dir wenden,
Und du sollst mir entgegnen mit Bescheid;
Wir werden gebunden werden mit einem Band

Zur Ernte und zur Einfuhr in die Scheuer,
Wenn himmlische Täler so dicht stehn
Mit Korn, dass sie lachen werden und singen.

Aus: Gerald Manley Hopkins (1844–1889), „Ich bekenne Christus“



Was ist das Leben eines Menschen wert?

Über die Lebenssituation der Menschen in Slums von Santo Domingo

Die Lebenssituation der Menschen in einem Slumviertel Santo Domingos ist schwierig. Doch gerade in diesem pastoral anspruchsvollen Umfeld werden spannende Kirchenerfahrungen gemacht. Ein deutscher Jesuit beschreibt Eindrücke aus seiner langjährigen pastoralen Arbeit vor Ort.

Blick auf Kirche und Kommunitätsgebäude der Jesuiten in der Cienaga, Foto: Clemens Kipfstuhl

Was ist das Leben eines Menschen wert?
Die Antwort kann ganz verschieden ausfallen, je nachdem, wo man sich befindet. In einem Slum, wie in Los Guandules, einem Stadtviertel von Santo Domingo, erfährt man schnell, dass das Leben offenbar nur einen sehr geringen Wert hat. Die Bedrohung ist immer gegenwärtig. Gefahren und Probleme lauern überall. Krankheiten, Unfälle, Gewalt und Kriminalität können dem Leben ein schnelles Ende bereiten. Aufgrund der Armut erfahren sich die Menschen gewissermaßen als Objekte von geringem Wert.

Die schlechteste Wohnlage ist direkt am Fluss, dorthin ist 2005 die Jesuitenkommunität, die unter anderem drei Pfarreien betreut, umgezogen. Knapp drei Kilometer flussabwärts legen die Schiffe an, die bei ihren Kreuzfahrten durch die Karibik auch in der Dominikanischen Republik vorbeikommen.

In Deutschland ist die Dominikanische Republik vor allem als Fernreiseziel bekannt, mit dem wir Palmen und Strände, Sonne und Urlaub verbinden. Wenn einer der vielen „all inclusive"-Touristen sich in eines der Armenviertel verirrte, dann könnte er tatsächlich den im Reiseprospekt versprochenen „ganz anderen, exotischen Urlaub" erleben. Wahrscheinlich würden ihm zuerst der Lärm und die vielen Stromausfälle auf die Nerven gehen; er würde sich über so viele Menschen auf engstem Raum wundern und über den Abfall, der auf der Straße rumliegt. Aber sicher wäre er auch davon überrascht, wie herzlich ihn die Menschen willkommen heißen und wie gerne sie ihn in ihre Häuser oder Hütten zu einem *cafecito* einladen.

In den letzten 12 Jahren durfte ich in der Pfarrei in Los Guandules mitarbeiten, als Helfer, Kaplan und Pfarrer. Rund 40.000 Menschen leben dort auf einem Gebiet von etwas weniger als einem Quadratkilometer. Rund 70% verstehen sich als Mitglieder der Katholischen Kirche. Das sind trotz des engen Raums viel zu viele, um Gemeinde erlebbar zu machen. In dem postsynodalen Schreiben „Kirche in Amerika“ heißt es:

„Es scheint daher angebracht, Gemeinschaften und kirchliche Gruppen einer solchen Größenordung zu bilden, die echte menschliche Beziehungen fördern. Dadurch wird ein intensiveres gemeinschaftliches Leben ermöglicht werden. (...) In diesem gemeinschaftlichen Kontext wird es auch einfacher sein, das Wort Gottes zu hören, um in seinem Lichte über die verschiedenen menschlichen Probleme nachzudenken und um verantwortungsvolle Lösungsmöglichkeiten heranreifen zu lassen, die von der universalen Liebe Christi inspiriert sind.“

Deshalb ist die große Verwaltungseinheit Pfarrei in 42 Gemeindegruppen oder „Basisgemeinden“ unterteilt. Jede Gruppe trifft sich einmal in der Woche, um mit Hilfe der Bibel ihre Lebenswirklichkeit zu deuten und dann entsprechend zu handeln. Die Gruppen ihrerseits sind zuständig für alle liturgischen, apostolischen und sozialen Aktivitäten der Pfarrei. Die Gemeinde lebt aus dem Zusammenspiel von Basisgemeinden und Gesamtpfarrei.

„Ohne Euch läuft hier nichts!“

Nur durch die Arbeit so vieler, die Verantwortung übernehmen, ist das Leben der Gemeinde überhaupt möglich. Alle sind für die Pfarrei verantwortlich. Jede Basisgemeinde hat einen verantwortlichen Leiter, oder meist eine Leiterin, und eine Vertretung im Pfarrgemeinderat. In jeder Gemeindegruppe gibt es einen Zuständigen für die Katechese, für die Kranken, für die Jugendarbeit und für soziale Fragen. In der Pfarrei gibt es Katecheten für Kinder und Erwachsene, Gruppenleiter für Heranwachsende und Jugendliche, Sportgruppen mit ihren Trainern, Theatergruppen, Chöre, ein Gesundheitsteam und Beauftragte für die Sozialpastoral. Die Gemeinde gehört allen. Ohne die Arbeit so vieler Freiwilliger würde buchstäblich nichts laufen.

„Wir beten, handeln und feiern.“

Einmal in der Woche trifft sich jede Gruppe der Gemeinde. Nichts, was den Menschen betrifft, darf uns fern sein. So werden die Gruppen immer wieder mit den Problemen des Alltags konfrontiert: die Beseitigung des Mülls, die fehlende Stromversorgung, die wachsende Kriminalität und allgemeine Unsicherheit, Ungerechtigkeit, fehlende Schulplätze und Krankenversorgung. Das Reich Gottes umfasst alle Bereiche. Gemeinsam wird aus der Bibel gelesen, sei es das Evangelium des Sonntags oder ein anderer Text. Gemeinsam wird gebetet und entschieden, was bis zur nächsten Woche zu tun ist. Natürlich darf das Feiern auch nicht fehlen. Wir haben allen Grund zum Feiern, wissen wir doch, dass Gott bei seinem Volk ist und uns Vertrauen und Zuversicht gibt.

„Wir geben Zeugnis von unserer Hoffnung und Freude.“

Wir wollen nicht warten, bis alle zu uns kommen. Bräuche der Volksfrömmigkeit werden zum Anlass, zu den Menschen zu gehen. Während der 50 Tage von Ostern bis Pfingsten besuchen die verschiedenen Gemeindegruppen mit einer Osterkerze Häuser und Familien, die in ihrem Bereich liegen. Auch die vielen, die nie kommen, freuen sich meistens über den Besuch und das Gebet. Die Armutssituation und die erfahrene Unsicherheit bringen es mit sich, dass der Mensch sich spontan auf Gott verwiesen weiß und in der Religion Halt und Sicherheit sucht. Volksfrömmigkeit, Prozessionen und Marienverehrung geben in besonderer Weise Kraft zum Durchhalten. Die Armut lehrt Solidarität und Offenheit für die Not der anderen. So wie ich weiß, dass ich den Anderen brauche, weiß ich auch, dass er mich braucht. Immer wieder heißt es in der lateinamerikanischen Theologie, dass die Armen uns das Evangelium lehren. Ich denke, das gilt vor allem im Hinblick auf ihr unerschütterliches Gottvertrauen, ihren Sinn für Solidarität und ihre Dankbarkeit.

Schulkinder in Los Guandules, Foto: Clemens Kipfstuhl

„Wir können etwas tun.“

Die Erfahrung der Gemeinde ist, dass nicht alles immer so bleiben muss, dass wir etwas tun können. Ein typischer Ausdruck, den man täglich in den öffentlichen Verkehrsmitteln hören kann, ist: „Das kann keiner in Ordnung bringen, höchstens Gott.“ Gottvertrauen mischt sich mit einem lähmenden Fatalismus. Demgegenüber zeigt die Erfahrung der Gemeinde, dass wir etwas tun können. Das wichtigste Projekt für die Zukunft ist die Ausbildung. Während der Staat die Armenviertel vernachlässigt, unterhält die Pfarrei zusammen mit *Fe y Alegría*, drei Schulen mit insgesamt über 3000 Schülern im Pfarrgebiet. Auch Erwachsenen wird die Gelegenheit gegeben, noch etwas zu lernen. Viele ältere Gemeindemitglieder haben die Mühen der Alphabetisierung auf sich genommen, weil sie die Bibel selber lesen wollen. Die Gemeinde hilft auch bei der Organisation der verschiedenen Gruppen. Ein Protest von Tausenden, etwa gegen die fehlende Müllabfuhr, wird eher gehört als die Stimme eines Einzelnen.

„Hinabsteigen zur Begegnung mit Gott“

...ist der Titel eines Buches, das P. Benjamín González Buelta in unserem Stadtviertel verfasst hat. Je weiter man zum Fluss hinabsteigt, um so ärmer wird es. Wir sind es gewohnt, zu Gott hinaufzusteigen, auf einen Berg oder gar in den Himmel. Es kann aber auch einen Abstieg zu Gott geben, zu dem, der sich entäußert hat und selbst auf den letzten Platz in der Welt gesetzt hat. Papst Benedikt XVI. hat bei der fünften Vollversammlung des CELAM in Brasilien erklärt, dass die Option für die Armen nicht nur die pastorale Entscheidung eines Kontinentes ist, vielmehr: „Die bevorzugte Option für die Armen ist im christologischen Glauben an jenen Gott implizit enthalten, der für uns arm geworden ist, um uns durch seine Armut reich zu machen (vgl. 2 Kor 8,9)“. Damit ist es auch unsere Aufgabe hinabzusteigen zu den Ärmsten, um dort den Gott zu finden, der von sich sagt: „Ich hatte Hunger, und ihr habt mir zu essen gegeben“. Das österliche Geheimnis von Tod und Auferstehung ist unter uns gegenwärtig. Manche Bemühungen scheitern, Enttäuschungen bleiben nicht aus, Anstrengungen scheinen vergeblich zu sein, aber auch die Zeichen der Auferstehung fehlen nicht und geben Mut zum Weitermachen. Die Aussagen vieler Gemeindemitglieder bestätigen das.

Evarista, eine Frau aus Los Guandules, kommentiert ihre Erfahrung in der Gemeinde so: “Ich habe in der Gemeinde gelernt, dass ich etwas Wert bin. Früher lebte ich so vor mich hin, ohne meinem Leben eine besondere Bedeutung zu geben. In der Gemeinde haben wir gemeinsam entdeckt, dass wir jemand sind, dass wir von Gott geliebt und erwählt sind. Das hat uns froh und frei gemacht.“

MARTIN LENK SJ

Koordinator der Ausbildung der Jesuiten in Santo Domingo, zu einer Sabbatzeit in Sankt Georgen

Wozu Theologie? – Ein Essay

Scientia – Theologie

„Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei und Medizin, Und leider auch Theologie! Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.“ Theologie scheint das nutzloseste unter den Studien von Goethes Faust. Wozu ist sie gut?

Die Antwort ist ganz einfach: Um „im Paradies“ zu sein. So zumindest betitelte die ZEIT im Dezember 2012 einen Bericht über die theologischen Fakultäten. Sie hatte allerdings wohl weniger jenseitige Glückseligkeiten als hiesige Betreuungsrelationen zwischen Professoren und Studenten im Blick. Und doch ist die Antwort nicht dumm, entzieht sie das Studium doch allzu peinlichen funktionalen Andienungsversuchen – „auch die Personalabteilungen suchen Theologen“. Ja, es ist richtig, dass man als Theologin und Theologe von etwas anderem leben können darf als von dem Erbe reicher Verwandter. Ja, es ist gut, dass es wissenschaftlich gebildete pastorale Mitarbeiter gibt und Priester, die mehr haben als eine schöne Stimme. Und doch ist die Theologie mehr als eine pastorale Ausbildung auf universitärem Niveau. Sie ist eine Einübung in geistige Haltungen, von denen mittelbar auch eine nicht religiöse Gesellschaft profitieren kann.

Kluger Dilettantismus

Der Vorteil der Theologie ist es, keine Heimat zu haben. Nirgendwo ist sie ganz zu Hause. Sie ist in der Kirche, doch nicht einfachhin identisch mit ihr. Sie ist Teil der gesellschaftlichen Kultur, und doch wird sie als bloße Kulturtheologie geschmacklos. Sie ist wissenschaftlich und wird doch von anderen Wissenschaften nicht ganz zu Unrecht kritisch beäugt. Denn immer ist sie verschuldet, nichts gehört ihr allein. Weder in der Methodik noch im Gegenstand hat die Theologie ihr eingezäuntes Gehege, in dem kein anderer mitwildern dürfte: Der religiöse Mensch ist auch Gegenstand der Religionswissenschaft, Ethnologie oder Soziologie, die Geschichte ist Teil der historischen Wissenschaften und die Hermeneutik gehört auch den anderen Textwissenschaften. So ist sie vielleicht die Wissenschaft, die hervorragend Demut lehrt, auch wenn dies nicht immer ihr eigener Zungenschlag war.

Von hierher ergibt sich ein erstes „Wozu“, in aller Vorläufigkeit: Die Theologie lehrt, man möge es verzeihen, einen klugen Dilettantismus. Nicht, dass es auszuschließen wäre, dass eine Kirchengeschichtlerin auch eine anerkannte Profanhistorikerin ist oder ein Religionsphilosoph auch an nichttheologischen Fakultäten ernst genommen wird. Doch wesentlich profitiert der Student der Theologie wie kaum ein anderer von der Breite ihrer Disziplinen. In welchem anderen Studium kann man schon nebenbei zumindest einen ersten Einblick in die Vorgehensweise von Literatur- und Geschichtswissenschaft, von Psychologie oder Pädagogik bekommen – von profunderen Einsichten in die Philosophie einmal ganz zu schweigen? Der Kampf um den Erhalt von Vollfakultäten ist also mehr als Besitzstandswahrung – er spiegelt ein konstitutiv synthetisches Denken. Denn anders als die Religionswissenschaft ist jede Disziplin der Theologie immer wieder gehalten, ihre eigenen Einsichten auf das Gesamt des Glaubens zu beziehen, immer wieder und neu an einer kohärenten Gestalt des Glaubens zu arbeiten. Man kann sich dies sehr eindrücklich an den neu entstehenden Instituten für islamische Theologie/Studien vor Augen führen: Sollen sie den profunden philologischen und historischen Einsichten etablierter islamwissenschaftlicher Forschungen einfach nur Einsichten auf gleichem Gebiet hinzufügen, die aufgrund von Ausbildung und Spezialisierung drohen, eher halbgar zu sein? Oder müssten sie nicht diese Einsichten der Islamwissenschaften anders, weiter denken und kohärente Entwürfe des islamischen Glaubens anzielen, die auch den Anspruch haben, die gelebte Glaubenswelt heutiger Muslime in Deutschland mit zu formen? So wird, man sei ehrlich, ein Theologe höchstens nebenbei zu einem Experten in einem einzelnen Fachgebiet werden. Aber seine Aufgabe könnte es sein, Einsichten anderer Gebiete neu zu kontextualisieren und zu inspirierenden Konstellationen zusammenzustellen (ganz so, wie Walter Benjamin das „Bild“ verstand).

„Theologie ist Denken, das Raum schafft.“ – Bild einer alten Wäscherei in Offenbach, Foto: Oli Hege

Waches Sensorium

Die Breite der Disziplinen führt – Gott gebe - zu etwas anderem als zur Anhäufung von Informationen. Das „Wozu“ der Theologie ist heute mehr denn je, *docta ignorantia* zu sein. Es ist dies eine wichtige, vielleicht die wichtigste Unterscheidungsgabe: Zu wissen, was man nicht wissen muss. Zunehmend wird Bildung nicht mehr Besitz außergewöhnlicher Informationen sein, denn alles ist nahe, und alles ist verfügbar. Bildung wird vielmehr zur Gabe, in den Informationen eine Gestalt der Bedeutung zu erkennen – und wie jeder Bildhauer weiß, braucht es zur Gestaltung den Mut, den Stein zu behauen, Dinge wegzulassen, Konturen zu schaffen. Überhaupt ist Theologie grundsätzlich dazu da, Unterscheidungen zu lehren. Vielleicht ist sie dazu auch in besonderer Weise qualifiziert, denn ihre Hauptaufgabe ist es, zwischen Gott und der Welt zu unterscheiden – um ihre Beziehung recht zu denken und nichts auf der Welt mit Gott zu verwechseln. So kann sie, die Glaubenswissenschaft, in ein waches

„Die Erwartung der Theologie, alle würden aufmerken, wenn sie nur das rechte Wort fände, darf als überholt gelten."
Foto: Oli Hege

Sensorium dafür einüben, was nicht Gegenstand des Glaubens ist: für die Organisation politischer Macht, die Akzeptanz kultureller Errungenschaften, ja, auch die viel beschworenen „Werte".

Hilfreich an den Rand gerückt

In ihrer epistemologischen Demut ist die Theologie bestens eingestellt auf die gegenwärtige Situation des Glaubens: Denn ohne Zweifel ist der Glaube selbst und die Kirche zunehmend aus der Mitte gerückt. Die Selbstverständlichkeit, mit der Glauben und Kirche zugebilligt wurde, etwas Bedeutsames zu sagen – und sei es auch, um diesem zornig zu widersprechen – darf als nostalgische Vergangenheit gelten. Es ist nicht die Gegnerschaft, sondern die Indifferenz, die den Glauben heute besonders herausfordert. Und die Theologie muss dies ernsthaft bedenken: Alle Prätentionen einer umfassenden Relevanz sind hinfällig – von den Programmen einer umfassenden „politischen Theologie" bis hin zu transzendentaltheologischen Vorannahmen, dass jeder Mensch von sich aus implizit nach Gott suche und es gälte, diese Gottsuche theologisch zu klären, Vorannahmen, in denen immer auch eine gewisse Selbstsicherheit der Theologie mitschwang. Die Erwartung der Theologie, alle würden aufmerken, wenn sie nur das rechte Wort fände, darf als überholt gelten. Doch während jede andere Wissenschaft von dieser Marginalisierung bedroht wäre, kommt die Theologie hier möglicherweise in ihr eigenes. Denn anders als jede andere Wissenschaft, die sich und ihre Relevanz behaupten muss, kann die Theologie von sich sagen: „Die Theologie ist ein Hilfsmittel, ein Kampfmittel, kein Selbstzweck." (Bonhoeffer; GS III, 423) Der Theologie geht es, wenn sie ernst ist, um die letzten Dinge, sie selbst aber ist stets ein sehr vorletztes Ding.

Wozu im Gegenüber

Die Indifferenz nun fordert die Theologie insbesondere heraus. Die Theologie erhält im Gegenüber zu ihr vielleicht ihr deutlichstes „Wozu". Denn die Theologie ist notwendig engagiertes Denken. Nicht im Sinne einer gesellschafts- oder kirchenpolitischen Programmatik, sondern in dem Sinne, dass in ihr der Denkende immer involviert ist, in gewissem Sinne seinen Glauben und sein Denken auf das Spiel setzen muss. Theologie erfordert eine Lebenswelt, einen konkreten Ort, von dem aus man denkt. Und sie erfordert eine Lebenskonsequenz. Theologie kann man nicht aus der Distanz betreiben. Doch das heißt nicht, dass die Theologie distanzlos und schnellschüssig, hektisch und kopflos ist. Im Gegenteil:

Übung zur Stellungnahme

Es gibt die Theologie auch, damit es in den Angelegenheiten des Glaubens nicht zu schnell geht. Spitzer gesagt: Es gibt die Theologie, damit man nicht zu schnell glaubt. Gegen eine zunehmende Vereinfachung in Glaubensdingen, gegen eine Reduktion des Glaubens auf „gefällt mir"-Entscheidungen, gegen eine Talkshowkultur, in der die Profilierung zählt, kann man manche Umständlichkeit und Langsamkeit der Theologie nur loben. Was bedeutet dies genauer?

Die Theologie lehrt eine Liebe zur Sprache und – altmodisch gesagt – Ehrfurcht vor dem Text. Beides ist in der Omnipräsenz von Informationen und der Schnelligkeit, mit der Mitteilungen getwittert, gepostet und geliked werden, eine nicht zu unterschätzende Tugend. Wer meint, alles schnell zu verstehen und weitergeben zu müssen, übersieht oft die Fremdheit von Texten. Die Theologie hat vielleicht ein besonderes Sensorium für Sperrigkeit und Bedeutsamkeit von Texten. Zweifellos bergen die Bibel und die christliche

Tradition einen Schatz an einem erheblichen Sprachpotential. Dieses aber will gehoben und gepflegt sein. Entgegen allem naiven Optimismus sind die Texte zwar immer bedeutsam, aber von sich aus sind sie stumm. Wer sie nicht lernt und studiert, dem sagen sie auch nichts. Ohne sie aber geht auch der gesamten Gesellschaft viel Sprachfähigkeit verloren.

Und noch einmal genauer gesagt: Das Besondere an der Theologie ist die Mühe um eine präzise Sprache gerade dort, wo mir etwas viel bedeutet. Die genaue und dichte Beschreibung physikalischer Phänomene oder linguistischer Besonderheiten ist zweifellos anstrengend und aufwändig. An die Substanz geht es aber dort, wo es um den eigenen Glauben geht. Die Theologie verlangt eine Selbstdistanz, deren zivilisierende Wirkung nur unterschätzen kann, wer noch nie mit theologiefreien religiösen Strömungen zu tun hatte. Wo nur Begeisterung und Gruppengefühl spricht, kann man zwar seine Nische in der pluralen Gesellschaft finden, gestalten kann man jedoch kaum. Die Theologie ist eine Übung, das, was mich existenziell angeht, in Worte zu fassen und der Stellungnahme – sogar der Ignoranz – anderer auszusetzen. Ohne Theologie bleibt nur die Privatisierung existenziell bedeutsamer Auffassungen. Und dann wird entweder über letzte Fragen geschwiegen oder die Diskussion bleibt auf der Banalität des Verschonungspluralismus, in der jeder zu den letzten Fragen seine Meinung hat – aber auch nicht mehr. Wenn über letzte Fragen nicht mehr gestritten wird, weichen bald aber auch die ersten Fragen dem Dogma des Pragmatischen und Unverbindlichen.

Denken, das Raum schafft

Dies kann im Studium sehr praktisch erfahrbar werden: Die Theologie konfrontiert mit den irritierenden und seltsamen Glaubensauffassungen anderer, mögen dies Dozenten oder Mitstudierende sein. Auch dies ist meine Erfahrung aus dem Studium mit meinen muslimischen Mitstudierenden: Provokativ ist nicht die Anwesenheit eines Andersgläubigen (wie meine). Provokativ ist die Erfahrung, wie unterschiedlich die Glaubensauffassungen der Mitstudenten, der Lehrenden – ja, und auch der Denker und Denkerinnen in der Theologiegeschichte sind. Dazu ist Theologie da: Um den Möglichkeitssinn für die Vielfalt der Glaubensüberzeugungen zu sensibilisieren und zu erweitern, ganz im Sinne von Karl Barth: „Die Theologie jeder Gegenwart muß stark und frei genug sein, nicht nur die Stimmen der Kirchenväter, nicht nur die Lieblingsstimmen […] ruhig, aufmerksam und offen anzuhören. Gott ist der Herr der Kirche. Er ist der Herr auch der Theologie. Wir können nicht vorwegnehmen, welche Mitarbeiter der Vorzeit uns bei unserer Arbeit willkommen sind, welche nicht.“ Eine theologiefreie Religiosität wird demgegenüber noch mehr dazu neigen, sich seine geschützte *peer-group* zu suchen, in der fundamentale Erschütterungen nicht mehr vorkommen. Erst in der Konfrontation mit anderen Auffassungen über denselben Glauben kann das Selbstverständliche fragwürdig werden und nur so wirklich reifen.

So kann man schließen: Die Theologie passt nicht in die Funktionalität von Ausbildungen, noch beliefert sie das Bedürfnis nach Experten. Sie ist, wenn es gut läuft, sperrig, in dem anschaulichen Sinne, wie es Giorgio Agamben über Walter Benjamin festhält: Das Verb sperren „bezeichnet in der Typographie die – nicht nur deutsche – Konvention, zwischen den Buchstaben eines Wortes, das man hervorheben will, mehr Raum zu lassen […]. Immer wenn Benjamin die Schreibmaschine in seinen Dienst nimmt, greift er auf diese Konvention zurück.“ Es handelt sich „bei diesen Sperrungen um das Gegenteil der Abkürzungen“ (Die Zeit, die bleibt, 153). Wozu Theologie? Um ein Denken zu kultivieren, das deutet, indem es Raum schafft. Dieses Denken ist das Gegenteil von Abkürzungen.

TOBIAS SPECKER SJ
Nach Studien der Germanistik und einer Promotion in Theologie, seit 2010 im Frankfurt im Studiengang „Islamische Studien“ an der Goethe-Universität

Den ganzen Tag strecke ich meine Arme aus (Jes 65,2)

Das Kreuz in der Seminarkirche

Wenn wir uns Zutritt zur Seminarkirche des Sankt Georgener Priesterseminars verschaffen, so gelingt uns dies lediglich durch den tunnelartigen Steg, der eng und düster anmutet, vorbei an dem abseitsgelegenen Tabernakel – der Weg in das Kircheninnere wirkt wenig einladend, der Kirchenraum kühl, schroff, dunkel und grau. Um den steinernen, schlichten Altar herum sind die hölzernen Bänke reihenweise postiert: drei Sitzblöcke aus wenig luxuriösem, harten Holz, die ebenfalls in dem das Kircheninnere prägenden Einheitsgrau gehalten sind. Die blockhafte Anreihung der Sitzgelegenheiten wirkt gegenüber der im Rund aufgestellten Fassade im Hinblick auf die Gesamtgestaltung der Kirche geradezu kontrastierend. In allem gibt es weniges, das unseren Blick auf sich ziehen könnte. Es gibt keine Fresken, keine Gemälde, keine Leuchter, nur wenige Kerzen, und lediglich kleine Kreuze über den schlitzartigen und kaum Ausblick bietenden Fenstern deuten den Kreuzweg an.

Eines jedoch zieht unweigerlich immer wieder unseren Blick auf sich. Blass, leblos und ebenfalls gräulich überthront es den gesamten Innenraum. Der Kruzifixus erweckt Mitleid in uns. Leblos, fahlen Antlitzes und gesenkten Hauptes hängt dieser Körper an diesem grauen Holzkreuz, weit ausgespannt zwischen Himmel und Erde, Osten und Westen. Die Gliedmaßen wirken überdimensional, der Körper geschunden und es genügt ein flüchtiger Blick und uns wird klar: Dieser Mensch hat schrecklich gelitten. Und dennoch: Dieser Mann überthront offensichtlich alles Innere, er hängt über dem Geschehen, das sich im Inneren abspielen mag. Das sich an ihm befindende Lendentuch stellt dabei einen Fingerzeig auf die Herkunft dieses Mannes dar. Das goldene Tuch, das seine Lenden bedeckt, will uns sagen: Er ist göttlichen Geschlechts. Es ist Jesus von Nazareth, unser Christus, der ausgespannt zwischen allem über uns thront.

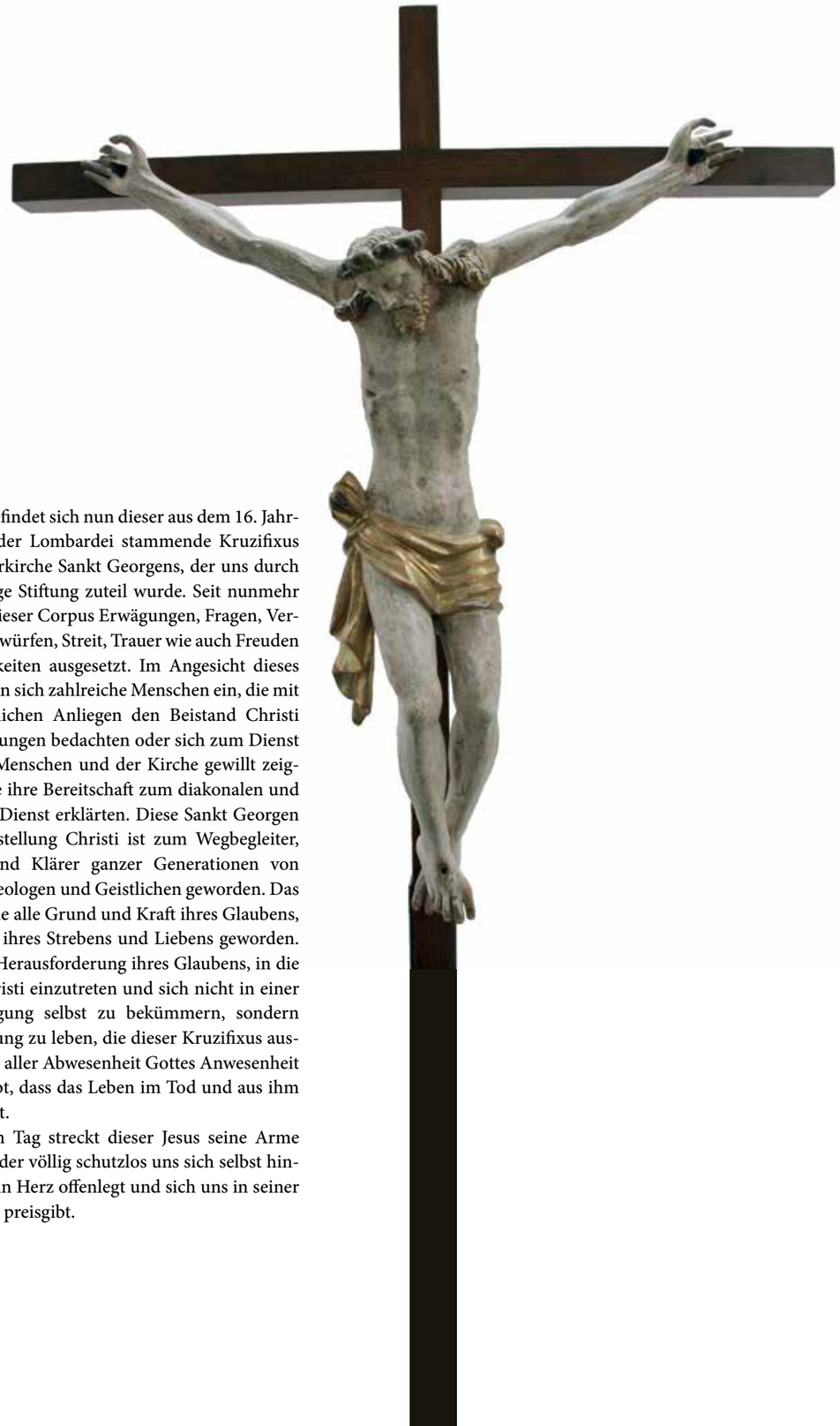
Der gekreuzigte Leib

Ja, der gekreuzigte Leib erweckt Mitleid in uns. Doch je länger wir verweilen, je intensiver wir ihn unseren Blicken aussetzen und je deutlicher wir uns seinem Antlitz preisgeben, desto vernehmlicher wird uns der von dieser Person ausgehende Friede. In diesem Verweilen überkommt uns eine innere Ruhe, die zugleich doch auch so fordernd sein kann. Leblos und zerrissen, entspannt und doch ausgespannt. Dieser Frieden ausstrahlende Christus kann und will uns unruhig werden lassen.

Die Herausforderung besteht in der Einladung, die aus der Haltung dieses Christus hervorgeht. Die breit ausgespannten Arme drücken den Gestus des Empfangens aus. Mitten in dem Zerrissen- und Ausgeliefertsein hängt dieser Mensch da; dazu bereit, dass wir auf ihn zukommen, damit er uns in seine Arme schließen kann. Trotz seines offenkundigen Todes verbildlicht er das Leben, indem er baumartig uns überthront und überragt. Der Gekreuzigte, der Sohn Gottes, der tot am Holzkreuz hängt und gleichsam Lebensbaum ist. Er hängt nicht schlichtweg anteilnahmslos da, nein, bereitwillig unsere Zuwendung erwartend steht er mitsamt seinem Kreuz dort. Und damit wirft dieser Cruzifixus einen jeden Einzelnen von uns mitten hinein in das Mysterium, das in dieser Seminarkirche täglich gefeiert wird und lässt auch immer wieder die Frage aufkommen: Wie kann dieser Mann aus Nazareth, die Sünden der Menschheit auf sich genommen, den Tod besiegt und Gott mit den Menschen versöhnt haben? Geduldig hängt er dort, ausgeliefert, sich Spöttern, Fragen, Bedrückungen und Anliegen aussetzend. Mitten unter uns und uns zugleich überragend setzt sich dieser uns und unseren Blicken aus und erwartet geduldig unsere Beachtung, unsere aufrichtige Zuwendung.

Das Leiden hatte einen Sinn

Aus den unterschiedlichsten Richtungen kommen in der Sankt Georgener Seminarkirche Menschen zusammen und versammeln sich unter dem besagten Christus, weil sie glauben, dass er Gottes Sohn ist und dass für Gott nichts unmöglich ist und dass das Leiden seines Sohnes nicht umsonst war, sondern den Sinn hat, uns alle zu erlösen. Wir versammeln uns im Namen Christi, um dafür dankzusagen, weil wir durch den Tod dieses blassen, am Kreuz hängenden Mannes Gnade erhalten haben und uns nach wie vor nach seiner Nähe sehnen wie auch er unsere Zuwendung ersucht.



Seit 1979 befindet sich nun dieser aus dem 16. Jahrhundert und der Lombardei stammende Kruzifixus in der Seminarkirche Sankt Georgens, der uns durch eine großzügige Stiftung zuteil wurde. Seit nunmehr 34 Jahren ist dieser Corpus Erwägungen, Fragen, Verzweiflung, Vorwürfen, Streit, Trauer wie auch Freuden und Dankbarkeiten ausgesetzt. Im Angesicht dieses Christus fanden sich zahlreiche Menschen ein, die mit ihrem persönlichen Anliegen den Beistand Christi erbaten, Berufungen bedachten oder sich zum Dienst an Gott, den Menschen und der Kirche gewillt zeigten, in dem sie ihre Bereitschaft zum diakonalen und priesterlichen Dienst erklärten. Diese Sankt Georgen prägende Darstellung Christi ist zum Wegbegleiter, Mutmacher und Klärer ganzer Generationen von Gläubigen, Theologen und Geistlichen geworden. Das Kreuz ist für sie alle Grund und Kraft ihres Glaubens, zum Zentrum ihres Strebens und Liebens geworden. Es wurde zur Herausforderung ihres Glaubens, in die Nachfolge Christi einzutreten und sich nicht in einer Selbsterniedrigung selbst zu bekümmern, sondern aus der Hoffnung zu leben, die dieser Kruzifixus ausdrückt: dass in aller Abwesenheit Gottes Anwesenheit erfahrbar bleibt, dass das Leben im Tod und aus ihm heraus existiert.

Den ganzen Tag streckt dieser Jesus seine Arme aus (Jes 65,2), der völlig schutzlos uns sich selbst hinstreckt, uns sein Herz offenlegt und sich uns in seiner ganzen Person preisgibt.

Wie Christus selbst, so hat auch unser aus Holz geschnitzter Corpus hinhalten müssen für uns, unser Wünschen, Bitten und Flehen. Nach den Jahrzehnten, in denen er bereits über dem Raum der Seminarkirche thront, haben äußere Einflüsse Spuren an seinem Holz hinterlassen, so dass eine professionelle Restaurierung erforderlich geworden ist. Die diesjährige Fastenzeit ist dafür genutzt worden, den Kruzifixus in die Hände einer professionellen Restauratorin zu geben. Nach Ostern wird er in neuem Glanz erstrahlen. Wir sind dankbar für den Erhalt dieses alten Kunstwerkes, dankbar auch für alle Unterstützung für seine Restaurierung. Wir hoffen, dass dieser Cruzifixus noch für viele nachfolgende Generationen zum Wegbegleiter werden kann und so die Verbundenheit der Sankt Georgener zum Ausdruck bringt und stärkt, um die auch täglich im Angesicht Christi im Sankt Georgener Gebet gebetet wird: „Lass uns alle, Gesunde und Kranke, Nahe und Ferne, Lebende und Verstorbene, eins sein in der Liebe Deines Sohnes, des ewigen Hohenpriesters."

THOMAS HALAGAN
4. Semester Magisterstudium Theologie, Priesterseminar

Das Kreuz in der Seminarkirche von Sankt Georgen wird restauriert, Fotos: Andreas Gottselig

P. Gerhard Podskalsky SJ †

Am 6. Februar 2013 verstarb nach langer Krankheit Prof. Pater Dr. Gerhard Podskalsky SJ, der zwischen 1975 und 2005 dem Professorenkollegium der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen angehörte und von hier aus eine weitgespannte internationale Forschertätigkeit entfaltete.
Gerhard Podskalsky wurde nach den ordensüblichen Studien der Philosophie in Pullach bei München und in Sankt Georgen 1972 an der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München mit seiner Dissertation „Byzantinische Reichseschatologie. Die Periodisierung der Weltgeschichte in den vier Großreichen (Dan 2 und 7) und dem tausendjährigen Friedensreiche (Apk 20)“ zum Doktor der Philosophie promoviert. Hauptrelator war Prof. Dr. Hans-Georg Beck, der auch das Entstehen der Habilitationsschrift begleitete: „Theologie und Philosophie in Byzanz. Der Streit um die theologische Methodik in der spätbyzantinischen Geistesgeschichte (14./15. Jh.), seine systematischen Grundlagen und historische Entwicklung“. Mit dieser Arbeit wurde Pater Podskalsky 1975 am Fachbereich „Altertumskunde und Kulturwissenschaften“ der Universität München die Lehrbefähigung für das Fach Byzantinistik zuerkannt. Im Dezember 1975 wurde er dann an die Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen zum außerordentlichen Professor berufen und 1981 zum Professor für Kirchengeschichte, Byzantinische und Slavische Theologie ernannt.
Seit 1976 hat er regelmäßig an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen und am Päpstlichen Orientalischen Institut in Rom Vorlesungen und Seminare zur Alten Kirchengeschichte und zur Theologie des christlichen Ostens angeboten. Im Jahr 2005 erfolgte die Emeritierung und im Jahr 2009 der Umzug in die Seniorenkommunität des Jesuitenordens in Köln-Mülheim.

VERGANGENE VERANSTALTUNGEN

Ringvorlesung

Vor 50 Jahren wurde das Zweite Vatikanische Konzil eröffnet, das die Gestalt der Kirche nachhaltig verändert und ihr einen Weg in das 3. Jahrtausend gewiesen hat. Die ausnahmslos gut besuchte Ringvorlesung zu diesem Jubiläum wurde von Prof. Pater Dr. Michael Sievernich SJ eröffnet. Neben weiteren Professoren aus Sankt Georgen referierten der Tübinger Theologe Peter Hünermann, Herausgeber eines mehrbändigen theologischen Kommentars zum Zweiten Vatikanischen Konzil, und der Bonner Liturgiewissenschaftler Albert Gerhards. Alle Vorlesungen sowie weitere Beiträge zur Geschichte und Bedeutung des Konzils werden im Herbst dieses Jahres in der Reihe der „Frankfurter Theologische Studien“ in Buchform erscheinen.

Thomas-Akademie 2013

Der Festredner der diesjährigen Akademie zu Ehren des hl. Thomas von Aquin am 30. Januar 2013 war Erzbischof Prof. Dr. Luis Francisco Ladaria Ferrer SJ, seit 2008 Sekretär der Kongregation für die Glaubenslehre. Pater Ladaria trat nach einem Studium der Rechtswissenschaft an der Universität Madrid in die Gesellschaft Jesu ein und studierte nach dem Noviziat an der Päpstlichen Fakultät Comillas in Madrid Theologie und an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen Theologie, wo er 1973 mit dem Lizentiat abschloss. Nach der Priesterweihe im selben Jahr schloss sich das Doktoratsstudium an der Päpstlichen Universität Gregoriana an, wo er mit einer Arbeit über den Heiligen Geist beim Kirchenvater Hilarius von Poiters promoviert wurde. Bis zu seiner Berufung an die Glaubenskongregation war Pater Ladaria Professor für Dogmatik in Madrid und dann in Rom. Dem Vortrag gingen ein festlicher Gottesdienst voran, den Erzbischof Ladaria zelebrierte, sowie Grußworte des Rektors, Prof. Dr. Heinrich Watzka SJ, und der Vorsitzenden des Allgemeinen Studierendenausschusses, Frau Marion Marb.

Verleihung des Förderpreises

Im Januar fand die diesjährige Förderpreisverleihung des Freundeskreises statt. Die Eröffnungs- und Begrüßungsrede hielt der Vorsitzende des Freundeskreises, Herr Hans-Joachim Tonnellier. Gewürdigt wurden die Diplomarbeiten durch Prof. Dr. Rainer Berndt SJ.

Die Förderpreise gingen dieses Jahr an:
Karin Ganss:
„Der effector im Spiegel der menschlichen affectus. Die Gottesliebe im Denken Gertruds von Helfta“
Johann Maria Weckler:
„Wer ist ein Gott wie du? Eine exegetische Untersuchung des Michaschlusses 7,8-20“
Hannelore Wenzel:
„Die Frage nach dem Verhältnis von Tradition und Innovation in der Religionspolitik Konstantins des Großen“

Akademische Feier: 70. Geburtstag von Prof. em. Dr. Hans-Ludwig Ollig SJ

Anlässlich des siebzigsten Geburtstags von Pater Hans Ludwig Ollig SJ, langjähriger Professor für Philosophie in Sankt Georgen, fand am 5.1.2013 eine akademische Feier in der Aula der Hochschule statt. Eingebettet in musikalische Vorträge von Hans-Dieter Mutschler (Klavier), Annette Pitschmann (Cello) und Susanne Stierle (Gesang) setzte sich der in Trier lehrende Soziologe Martin Endreß, einer von P. Olligs Mitarbeitern der ersten Stunde, in dem Festvortrag „Herausgeforderte Moderne” mit Jürgen Habermas Gesprächsangebot an „die religiösen Stimmen“ auseinander, das er allerdings als strukturell asymmetrisch bewertete. Religiöse Sprache komme bei Habermas nur bis zum (absehbaren) Zeitpunkt des vollständigen Ausschöpfens ihres semantischen Gehalts Beachtung zu und Diskursivität als Kriterium des Gesprächs zwischen Glaube und säkularer Vernunft mache einseitige Reflexionsvorgaben zu Lasten „religiöser Stimmen”. Unter solchen Voraussetzungen könne es nicht zu der von Habermas apostrophierten ‚rettenden Übersetzung‘ des substantiellen Gehaltes religiöser Begriffe kommen. Ein weiterer Höhepunkt der Feier war die Überreichung der stattlichen Festschrift „Herausforderungen der Modernität” für Pater Ollig durch Thomas M. Schmidt und Hans-Joachim Höhn. Bei Kaffee und Kuchen wurde anschließend die Gelegenheit zum Austausch innerhalb des weitverzweigten Kollegen- und Freundeskreises Pater Olligs rege genutzt. Nach der Heiligen Messe mit dem Jubilar klang der Tag bei einem Abendessen in der Mensa aus.

KOMMENDE VERANSTALTUNGEN

16.06.2013:	Sommerfest in Sankt Georgen
07.07.2013:	10-jähriges Orgeljubiläum
06.-07.09.2013:	Internationale Tagung im Rahmen des Clusters zur Analytischen Theologie, gefördert von der Templeton-Foundation und der Thyssen-Stiftung: “Persons and Embodiment. A Contribution to the Metaphysics of Human Persons from a Dualistic Perspective”
04.-05.10.2013:	Ehemaligentreffen 2013

Jubilare

12.07.1938 Hans-Winfried Jüngling (75 J.)
28.07.1928 Norbert Lohfink (85 J.)
03.10.1933 Johannes Beutler (80 J.)
10.10.1963 Klaus Vechtel (50 J.)

Anzeige

Wenn es schön werden muss...

GENTES & HEINZ
• Polsterwerkstatt
• Dekorationswerkstatt
• Raumausstattung

ANNE-ROSE HEINZ
Raumausstattermeisterin
Offenbacher Landstr. 237
60599 Frankfurt am Main
Tel.: 069-652483
Fax: 069-655405

Anzeige

warum sind Sie gerne katholisch?
... weil der Glaube mir Kraft gibt!
...weil Christus die Mitte ist.
...weil ich mich in der Kirche engagieren kann!
Eine Initiative von Sankt Georgener Studenten
Auf der Internetseite www.gerne-katholisch.de erzählen Menschen von ihrer Begeisterung am Glauben, ihrer Freude an der Kirche und ihrer Motivation am Christ-Sein.
Wenn Sie uns unterstützen möchten, einen frohen, auskunftsfähigen katholischen Glauben zu fördern, dann schauen Sie auf unserer Webseite vorbei. Dort erfahren Sie auch, wie Sie Mitglied in unserem 2012 gegründeten Verein werden können.
gerne-katholisch.de
Gerne katholisch e.V.
Offenbacher Landstr. 224
60599 Frankfurt
info@gerne-katholisch.de

Barmherzig mit Menschen, die Fehler machen

Eindrücke über den neuen Papst Franziskus aus Argentinien

Die Freude und die Überraschung waren groß, als die Nachricht über den Papst „vom Ende der Welt“ in seinem Heimatland ankam. Bei der Abendmesse in der Jesuitenkirche in Córdoba standen die Menschen in den Gängen und bis auf den Platz hinaus, um gemeinsam zu beten und zu danken. Ähnlich wie vor 30 Jahren in Polen, so sind heute viele Argentinier stolz, dass einem der Ihren dieses Amt übertragen wurde, und sie verbinden damit eine Hoffnung auf einen geistigen Wandel auch in ihrem Land. Ein Mitbruder sprach in der Predigt von Papst Franziskus, den er persönlich seit vielen Jahren kennt und der bis vor kurzem sein geistlicher Begleiter war: Eindeutig und klar im Auftreten, asketisch im Lebensstil, barmherzig mit den Menschen, die Fehler machen, nahe den Armen. Papst Franziskus ist ein Mann, der versucht, dem Geist Gottes zu folgen, der herausfordert und an dem sich die Geister scheiden werden. Doch dies sei ein gutes Zeichen dafür, dass etwas in Bewegung komme.

Ein anderer Jesuit erzählte mir, wie er in seiner Art die Menschen und auch die Mitbrüder herausforderte: Nach seiner Zeit als Provinzial (1973-1979) war Bergoglio Rektor im großen Studienhaus San Miguel (1979-1983), einem Vorort von Buenos Aires, in dem junge Jesuiten aus zahlreichen Ordensprovinzen aus ganz Lateinamerika studierten – übrigens sehr ähnlich dem Sankt Georgener Campus. Gleichzeitig war er Pfarrer der Nachbargemeinde San José. Wenn die Studenten am Wochenende von der Arbeit aus den Gemeinden zurückkehrten, schaute er auf ihre Schuhe. Wenn sie nicht staubig waren, fragte er sie, ob sie wirklich zu den Leuten, in die Häuser und durch die Straßen gegangen seien.

Die ersten Auftritte von Papst Franziskus und sein Programm riefen Staunen und Bewunderung hervor. Barmherzigkeit, Güte und Demut sind Begriffe, die ungewohnt klingen und bei seiner Art, in seiner Zuwendung zu den Menschen, seiner Herzlichkeit und Bescheidenheit doch überzeugen. Ihm wird zugetraut, dass er die Kurie reformieren und neue Akzente in der Verkündigung setzen kann. Seine Predigt bei der Amtseinführung am 19.3., hier um 5 Uhr morgens, wurde landesweit in den großen Kirchen übertragen. In der Semana Santa gab es in vielen Kirchen lange Schlangen vor den Beichtstühlen, mehr als in den anderen Jahren. Manche hatten das Programm des Papstes *„caminar - edificar - confesar“* („Pilgern - Auferbauen - Beichten“) wörtlich verstanden und kamen, um nach langer Zeit mal wieder zu beichten. Die Zeitungen schreiben von einem Franziskus-Effekt. Es wird sich zeigen, wie sein Projekt von einer armen Kirche für die Armen weiter wirkt.

CHRISTIAN MODEMANN SJ
Jesuit, seit 2012 am Colegio de la Inmaculada Concepcion in Santa Fe

Plakat in Santa Fe: „Der neue Papst ist Argentinier. Es lebe Papst Franziskus I !! (Messe, 19 Uhr)“, Foto Christian Modemann SJ

Schwarzer und weißer Papst

Seit dem 13. März 2013 hat die katholische Kirche einen Papst, der aus der Gesellschaft Jesu hervorgegangen ist: der Jesuit Jorge Mario Bergoglio. Er hat sich den Namen Franziskus gegeben. Am 17. März suchte der Generalobere des Jesuitenordens P. Adolfo Nicolás den neuen Papst auf.

Dieser Besuch war kein lockeres Begrüßungstreffen unter Mitbrüdern. Er war vielmehr eine Begegnung, in der der Leiter des Jesuitenordens vor dem neuen Papst das besondere Gehorsamsgelübde erneuert hat. Dieses Gelübde bedeutet, dass der ganze Orden und darin jeder einzelne Jesuit für Aufträge durch den Papst zur Verfügung stehen. Der Ordensgründer Ignatius von Loyola legte Wert darauf, dass die apostolischen Tätigkeiten in Einklang stehen mit dem, der für die Weltkirche die Letztverantwortung trägt. Deshalb hat der Papst das Recht, über die Mitglieder der Gesellschaft Jesu im Sinne seines apostolischen Dienstes zu verfügen.

Papst Franziskus und der Generalobere der Jesuiten Adolfo Nicolás, Foto mit freundlicher Genehmigung des Provinzialats der deutschen Jesuiten in München

Was mag das Zusammentreffen dieser beiden Amtsinhaber für die Zukunft bedeuten?
Beide, der „schwarze“ und der „weiße“ Papst, haben europäische Wurzeln, der eine in Italien, der andere in Spanien. Beide kommen von der Peripherie: Die Familie Bergoglio hatte es nach Argentinien in Lateinamerika verschlagen. Den jungen Jesuiten Nicolás zog es in den Fernen Osten, erst nach Japan, dann auf die Philippinen. Beide sind tief geprägt von den Verhältnissen, in denen sie gelebt haben. Sie sind großen sozialen Nöten begegnet, himmelschreiender Armut und menschenverachtender Ausbeutung. Sie sind aber auch einer tiefen Freude am Leben begegnet. Lebensgefühl und Denkart sind anders als im europäisch-abendländischen Zentrum. In Asien sind die Katholiken insgesamt eine Minderheit, die aber ehrgeizig, leistungsstark und selbstbewusst ist, auch im Glauben und in der Kirchentreue. In Lateinamerika bilden die Katholiken die Mehrheit. Sehr viele von ihnen sind arme Leute, geschwächt auch durch das Gefühl der Minderwertigkeit. Und dennoch strahlen sie kindlich-gläubige Lebensfreude aus.

Der asiatisch eingefärbte Generalobere und der lateinamerikanisch geprägte Papst stehen für die jungen Kirchen auf anderen Kontinenten und in anderen Kulturen. Sie repräsentieren Kirchen, die mündig geworden sind. Diese Kirchen verhalten sich wie Töchter, die ihrer abendländisch eingefärbten und römisch sprechenden Mutter klarmachen, dass sie nun selbständig sind und mitreden wollen. Die Mutter ist in die Jahre gekommen und muss sich zurücknehmen. Wenn sie das Zentrum der weltweiten Kirchen-Familie bleiben will, muss sie den Töchtern Raum geben. Wenn sie weiterhin *Mater et Magistra* bleiben will, muss sie lernen, auf neue Weise zuzuhören; und was sie zu sagen hat, muss sie auf neue Weise sagen.

Beide, der Generalobere und der Papst, verhalten sich reserviert gegenüber der abendländischen, westlich-modernen Selbstsicherheit. Die Bindung an die abendländischen Denk- und Fühl-Traditionen ist zu eng geworden. Sie droht, die Lebendigkeit der Kirche zu lähmen. Peripherie und Zentrum müssen ihr Verhältnis zueinander neu gestalten.

Der Papst aus Lateinamerika und der Generalobere aus Asien wissen aber auch, dass sie einer Kirche dienen, die zwar in der Welt, aber nicht von der Welt ist. Sie werden beide auf ihre Weise darauf achten, dass sich die katholische Kirche nicht für rein innerweltliche Interessen instrumentalisieren lässt. Sie bekommen es dabei mit einer Moderne zu tun, die der Kirche zuruft, was sie zu tun und zu lassen habe, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben. Der Ton, in dem diese Moderne spricht, klingt oft besserwisserisch und triumphalistisch. Er überspielt die eigenen Schwächen. Die Kirche selbst kennt die Versuchung zum Triumphalismus. Sie ist ihm zeitweise erlegen und musste erkennen, dass sie in Schlichtheit auf Gott hören und nach Gott Ausschau halten muss. Dafür stehen die beiden Jesuiten, der Generalobere Nicolás und der Papst Franziskus.

WENDELIN KÖSTER SJ
Rektor des Kollegs Sankt Georgen

Die Freiheit der Kunst

Zum Ausstellungsprogramm in Sankt Georgen

Kunst in
Sankt Georgen

Seit inzwischen sechs Jahren zeigt die Hochschule in ihren Räumen Kunst der Gegenwart, eine Ausstellung pro Semester: Studierende und Lehrende begegnen den neuen Präsentationen mal gleichgültig, mal erwartungsvoll, mitunter schaudernd.

Die Ausstellungen erzeugen Interesse und Unmut. Die gezeigten Werke wehren sich gegen einlinige Interpretationen und einfache Deutungen. Sie sind nicht mit einem Blick zu erfassen, sondern verlangen eingehendere Auseinandersetzung. Sehr selten nehmen sie direkten Bezug auf Religion oder religiöse Themen.

Manche der Künstlerinnen und Künstler studieren an der Frankfurter Städelschule und sind gerade im Begriff, sich in der Kunstwelt eigenständig zu etablieren, wie beispielsweise die Künstlerinnen und Künstler der Schau „The Gap - Die Lücke“ im vergangenen Wintersemester. Andere haben diesen Schritt längst erfolgreich hinter sich, so der Mitbegründer der Reihe Thomas Bayrle, der 2007 seine „Dolly Animation“ zur Diskussion stellte, und dessen „Rosenkranz“-Motoren bei der Documenta 2012 tiefe Eindrücke hinterlassen haben, und natürlich das international ausstellende Team Winter/Hörbelt, die das „Kastenhaus 820.10“ derzeit für über ein Jahr im Park der Hochschule aufgebaut haben.

Die Künstlerinnen und Künstler sind Sankt Georgen gegenüber nicht gleichgültig. Sie reizt der schwierige Raum, aber auch eine herausfordernde Umgebung, denn sie stellen hier an einem Ort aus, der zunächst nicht für die Kunst da zu sein scheint. Ein Ort, der Erwartungen bei Besuchern und Betrachtern weckt, an dem ein Streit über die alte Frage „Was ist Kunst?“ immer wieder neu entbrennt. Insofern ist Sankt Georgen für Künstler ein heißer Ort, aber auch ein heißer Stuhl: Nicht jeder will ins religiöse, ins katholische Feld, und am Ende gar als ‚Kirchenkünstler‘ wahrgenommen werden. Die Hochschule legt den Kontext daher bewusst diskursiv an und wird zudem kritisch-konstruktiv von der Frankfurter Kunstszene begleitet.

„Warum muss das hier ausgestellt werden?“
Immer wieder kommen in der Hochschule Fragen auf: Warum muss es immer Gegenwartskunst sein? Warum müssen solche mitunter sperrigen, nicht alle ansprechenden Werke gezeigt werden? Oder im O-Ton einer Studentin: „Können die nicht in ein Museum? Warum stören sie den Sankt Georgener Alltag?“

Wie leicht wäre es, thematische Vorgaben zu machen, neue Darstellungen christlicher Themen zu suchen oder Kunst, die wesentlich spirituell zu verstehen ist. Doch das Gegenteil ist Programm: Für Ausstellungen im gedeuteten Raum der Philosophisch-Theologischen Hochschule bleiben die Rahmenbedingungen so gering wie möglich. Eingeladene Künstler wählen selbst, welche Arbeiten sie hier präsentieren. Sie folgen keinem Auftrag, sondern ihrer eigenen Intention. Oftmals entstehen die Werke orts- und raumbezogen, so die Installation „High Places“ von Max J. Brand und Veit Laurent Kurz im Sommer 2010.

Das Kastenhaus 820.10: Mehr als ein Binnenraum
Wolfgang Winter und Berthold Hörbelt nutzen für ihre Werke industriell gefertigte Materialien, die sie in neue Zusammenstellungen und Funktionen bringen. Sie setzen Räume frei in Kontexte, die nicht künstlerisch vorgeformt sind. Jedes Mal gehen sie damit ein Wagnis ein. Das Kastenhaus in Alexandria 2007 zum Beispiel war das erste Kunstprojekt im öffentlichen Raum dort. Seine Realisierung war von etlichen Unwägbarkeiten begleitet, sowohl hinsichtlich der rezipierenden Bevölkerung vor Ort, aber auch angesichts einer ungewohnten lokalen Sicht auf Eigentums- und Verantwortungsverhältnisse: Unsicherheit und Freude, intensive Beobachtung und Auseinandersetzung mit den dort lebenden Menschen haben die Phase der Konstruktion begleitet. In Salzburg schlägt den

Winter/Hörbelt, Kastenhaus für Sankt Georgen, 2012/13.
Kabel, Kästen, Schrauben, Holz, Folie. Das Künstlerteam versteckt die industriell hergestellten Materialien nicht hinter künstlerischer Bearbeitung: „Das Haus ist, was man sieht“ sagt Winter – und eröffnet neue, ungeahnte Räume, Fotos: Wolfgang Günzel

Künstlern 1998 beim Aufbau eines Kastenhauses im öffentlichen Raum die blanke Wut von überzuckerten Mozartianern entgegen. Ebenfalls 1998 entsteht in Berlin mit dem Lichtspielhaus 2640.15 ein temporäres Kino, das an jedem Abend, von Anfang Sommer bis in den Spätherbst, hunderte von Besuchern anlockte, um einer Auswahl an Künstlerfilmen und Vorträgen über Film teilzuhaben. Das leuchtend gelbe Kastenhaus, das seit dem vergangenen Jahr in Sankt Georgen steht, haben die Künstler bereits in Japan im Kontext der Contemporary Art Triennale in Yokohama 2005 und dann ab 2006 im Rahmen eines Channel-4-Kunstprojektes für mehrere Jahre auf einer Brachfläche im Zentrum der englischen Bergarbeiterstadt Castleford aufgebaut. An beiden Orten stand es im Dialog mit der Umgebung, hat diese gewissermaßen in sich aufgeladen und mitgebracht in den Frankfurter Park. Hier korrespondiert das Kastenhaus mit einem zweiten ovalen Bauwerk auf dem Campus, nämlich mit der Seminarkirche, und natürlich mit dem Hochschulgebäude, das architektonisch auf Kreis, Quadrat und botanische Umnetzung setzt. Das Kastenhaus 820.10 spielt mit Offenheit und Geschlossenheit, mit Ausgesetztsein und Geborgenheit. Seine Wände aus leeren Mineralwasserkästen umschließen einen lichtdurchfluteten, die Außenwelt brechenden Raum, den Friedhelm Mennekes mit der strengen Gliederung einer gotischen Kathedrale verglichen hat.

Für die Hochschule eröffnet sich in der kleinen Halle ein neues Denkgebäude. Vielfältige Aneignungen hat der Ort erfahren: Eine Studierendengruppe feierte dort Messe, Vorträge wurden gehalten, ein Gnawa-Konzert mit ekstatischem Tanz fand dort statt. Nachts leuchtet das Haus ein wärmendes Versprechen, doch innen fließt der Wind, liegt auch Schnee: Die Behausung ist zugleich eine Enthausung.

Wie frei ist die Kunst in der Kirche?

Für gegenwärtige theologische Rede ist es eine diffizile Herausforderung, nicht-theologische Phänomene als solche wahrzunehmen und in ihrer Eigenursprünglichkeit zu belassen. Zu rasch ist man bei Eingemeindungen in binnentheologische Rede- und Denkweisen, bei kirchlicher Überformung und homiletischem Drang. Dagegen arbeiten die Ausstellungen, subversiv und explizit. Die Eigenständigkeit der Kunst wirklich

zu achten, ist vielleicht das größte und schwierigste Lehrstück, die das Programm für angehende Theologinnen und Theologen bietet. Letztlich stellt es Fragen der Interdisziplinarität, des Weltbezugs, der Offenheit und Abgrenzung ganz anschaulich in den Raum. Die Kunst geht als Denkweise und Ausdrucksform eigene Wege. Kunst kreuzt in Sankt Georgen regelrecht ein, oftmals gegen den Wind.

Die Ausstellungen bilden für Studierende, Lehrende und Gäste der Hochschule ein wiederkehrendes und doch immer neues Laboratorium. Wer mag, kann mitdenken und Fragen stellen, vielleicht auch sich selbst infrage stellen. Künstler greifen ein in den Sankt Georgener Alltag. Sie bilden nichts ab, sondern lassen Neues entstehen. Ihre Interventionen lehren auch, Räume zu sehen und die Sensibilität ihrer Gestaltung ernst zu nehmen. Für Sankt Georgen ist es ein Geschenk, dass Künstlerinnen und Künstler in diesem deutenden Raum Möglichkeiten für ihre freie Kunst sehen und diese auch ergreifen.

Grenzen und Lücken

Die Projekte verstehen sich als ein kleiner Beitrag zum großen Projekt, Beziehungen von Kunst der Gegenwart und Religion freimütig entstehen zu lassen. Denn zwischen beiden klafft ein Graben, der anerkannt werden muss, ohne dass er sofort überbrückt werden kann. In Sankt Georgen geht es um ein kontinuierliches Ausloten, wie tief und wie breit dieser Graben ist, wo vielleicht Engpässe bestehen und Annäherungen möglich sind. Immer wieder ist zu erleben, wie der Graben auf beiden Seiten verteidigt wird, und man lauscht dem Echo der Stimmen von „drüben".

Die von Phillip Zach kuratierte Gruppenausstellung „The Gap – die Lücke" hat 2012 die internationale Ausstellungsreihe „BCC" nach Sankt Georgen geholt. Sie lotet Übersetzungsprozesse künstlerischer Arbeit aus, die sich zwischen Bild und Betrachter, zwischen Künstler und Werk, zwischen Verzweiflung und Hoffnung, zwischen Kognition und Affekt, zwischen Subjekt und Objekt auftun. Die Lücke verheißt Begegnung, verweist aufs Fehlende, auf das Nichtwissen. Die Lücke ist eine Figur der Trennung, aber nicht eine Figur der Leere. Sie kann als Möglichkeitsraum verstanden werden, der keineswegs zu schließen ist. Als Bruch oder Spalt entwickeln Lücken eine lineare Dynamik und richtet damit das Geschiedene auf ein Wohin aus.

Die Lücke, die sich zwischen Gegenwartskunst und Religion aufgetan hat, ist ein Grenzgebiet. Sie ist mit Sicherheit kein Niemandsland, sondern eher – und in den vergangenen Jahren zunehmend wieder – ein Möglichkeitsraum, der verschiedentlich begangen wird. Sie bildet ein Feld, auf dem sich zwei Glaubenssysteme, zwei Bedeutungswelten bewegen.

VIERA PIRKER
Promotion in Sankt Georgen 2012,
Beauftragte für Kunst an der Hochschule

Bilder und Informationen zu allen Ausstellungen:
www.sankt-georgen.de/kunst
Demnächst: Hendrik Zimmer, Eröffnung 24.05.2013

Das Kastenhaus wurde gefördert durch Georg und Franziska Speyersche Hochschulstiftung und das Kulturamt der Stadt Frankfurt.
Die Ausstellung The Gap wurde gefördert durch das Kulturamt Frankfurt

Rechts: Christoph Westermeier, Seifert – Schuler, 2012. Das 1963 erschienene Kompendium „100 Kostbarkeiten" von J. Seifert / T. Schuler beanspruchte, die wichtigsten Gegenstände der Kunstgeschichte zu versammeln. Auswahl und Ästhetik sind aus heutiger Perspektive fragwürdig – Anlass für Westermeiers forschende Analyse.
Im Hintergrund: George Rippon, „Container #2". 2012. Der Künstler arrangiert persönliche Gegenstände in einer Vitrine. Was wird hier eigentlich gezeigt? Schließt er damit die Lücke zwischen seiner Person und dem Werk? Welche Repräsentanzen und Projektionen geschehen, welche Narrationen entstehen?, Foto: Phillip Zach

Priester und Laien als Professoren

Weitergedacht

Unter den Professoren und Dozenten in Sankt Georgen gibt es zur Zeit fünf Familienväter, eine Frau, einen Diözesanpriester und zehn Jesuiten. Macht es eigentlich einen Unterschied, ob die Professoren Priester oder Laien sind? Kann die Priesterweihe Voraussetzung für eine Lehrtätigkeit sein?

Theologisches Zueinander von „Priester“ und „Laie“
Das Zweite Vatikanische Konzil hat in seiner Konstitution über die Kirche *Lumen Gentium* (=LG) einen hochinteressanten Bestimmungsversuch vorgelegt, der aber präzisierungsbedürftig bleibt, da zwischen den getroffenen Begriffsunterscheidungen und den inhaltlichen Dimension, die ja eigentlich durch diese Begriffe abgebildet werden sollen, ein Spannungsverhältnis besteht. Auf Begriffsebene unterscheidet der Text zwischen zwei Priestertümern, einem gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen und einem besonderen, hierarchischen Priestertum. Am gemeinsamen Priestertum haben alle Mitglieder des Volkes Gottes Teil, also alle Gläubigen, am besonderen hierarchischen Priestertum nur die innerhalb der kirchlichen Amtshierarchie stehenden „Priester“. Da das gemeinsame Priestertum allen Gläubigen zukommt umfasst es sowohl „Priester“ als auch „Laien“. Das bedeutet, dass 1. die Weise der Teilnahme am Priestertum Christi, die dem „Laien“ zukommt, auch dem „Priester“ zukommt und 2. der „Priester“ auf zwei Weisen Priester ist, nämlich in der Weise des gemeinsamen und des besonderen Priestertums. Der „Priester“ ist also zugleich „Laie“, und der „Laie“ ist nichts, was der „Priester“ nicht auch ist.

Die inhaltliche Verhältnisbestimmung weicht von dieser begrifflichen ab. Zunächst erklärt das Konzil, dass beide Priestertümer sich „dem Wesen und nicht dem Grade nach“ (LG 10) unterscheiden. Das bedeutet, dass sie je verschiedene, aber gleichursprüngliche Weisen der Teilnahme an dem einen und einzigen, allen Gläubigen gemeinsam zukommenden Priestertum, dem Priestertum Christi sind. Hier wird also nicht zwischen einem gemeinsamen und einem besonderen, sondern zwischen zwei besonderen innerhalb eines gemeinsamen Priestertums unterschieden. Die Gesamtlogik von LG unterstützt diese Lesart. Den Laien, „Männern und Frauen“ (LG 30), wird nämlich eine ganz eigene Weise der Teilnahme am Priestertum Christi und eine ganz eigene Weise der Ausübung dieser Teilnahme an dem einen Priestertum bescheinigt, die dem „Laien“ allein vorbehalten ist und ihn vom „Priester“ wesenhaft unterscheidet (vgl. v.a. LG 30-38). Der „Laie“ ist in seiner Teilnahme am Priestertum Christi also durchaus etwas, was der „Priester“ nicht ist, und der „Priester“ kann nicht zugleich auch „Laie“ sein. Was unterscheidet die beiden Priestertümer „dem Wesen nach“? Was ist der eine, was der andere nicht ist? Wesenhaft unterscheiden sie sich in ihrer Stellung zu Christus, an dessen Priestertum sie teilhaben. Aber in welcher Weise?

LG verortet den artbildenden Unterschied des „Priesters“ im Eucharistiegeschehen (vgl. LG 10). Im Gegensatz zum „Laien“ kommt ihm eine doppelte Repräsentationsfunktion zu: Er handelt sowohl „in der Person Christi“ (Grillmeier: „von oben nach unten“) als auch „im Namen des ganzen Volkes“ („von unten nach oben“). Der „Laie“ hingegen partizipiert zwar auch aktiv, aber immer nur als Mitglied des Volkes, also „von unten nach oben“. Aus dieser in der Eucharistie grundgelegten Repräsentation „von oben nach unten“ entfaltet sich als Spezifikum des „Priesters“ seine ministeriale Beauftragung und Bevollmächtigung: Er soll gegenüber der Gemeinde (auch) „von oben nach unten“ handeln, also Leitungsaufgaben übernehmen, „Hirte“ sein, innerhalb der kirchlichen Amtshierarchie stehen. Folgerichtig bezeichnet LG dieses Priestertum dann als „hierarchisches Priestertum“ (sacerdotium ministeriale). Als artbildenden Unterschied des „Laien“ hingegen nennt LG dessen besondere Weltverbundenheit. Das würde im Rückschluss aber die Weltunverbundenheit des „Priesters“ bedeuten. Weltverbundenheit und nicht Entweltlichung kommt, hoffentlich, der ganzen Kirche, nicht nur ihren „Laien“ zu. Vielmehr scheint die Tatsache, dass der „Laie“ gerade nicht innerhalb der Hierarchie steht, nicht nur eine negative, sondern eine positive Bestimmung seiner besonderen Weise der Teilnahme am Priestertum Christi zu sein: Jesus war dem Stande nach eben auch kein Priester. Gerade die eigene Verweigerung von exklusiven Zugehörigkeiten zu Gruppen und Ständen ermöglichte ihm ja die Beziehung zu den von Zugehörigkeiten Ausgeschlossenen. Priester zu sein ohne Priester zu sein, ist eine besondere Teilnahme am Priestertum Jesu, der auch Priester war, ohne Priester zu sein. Der Begriff „Laie“ bezeichnet schließlich auch genau dies, insofern er sich vom griechischen Wort *laós* ableitet und den Bürger ohne öffentliches Amt bezeichnet, den also, der nicht der Hierarchie sondern dem außerhalb der Hierarchie stehenden Volk angehört. Diese Weise des Priesterseins ist dem hierarchischen Priester nun gerade nicht möglich. Wer Priester ist, ist kein Laie und umgekehrt. Beides aber sind besondere Weisen der Teilnahme am Priestertum Jesu Christi und damit des Priester-Seins.

LG, so wird aus der Gesamtlogik der Konstitution klar, unterscheidet also nicht einfach das besondere hierarchische Priestertum von dem allen und damit auch den Hierarchen gemeinsamen Priestertum, sondern zwei besondere innerhalb des einen gemeinsamen, die zwei durch ihre je besondere Stellung zu Christus voneinander abgegrenzte Weisen der Teilnahme am Priestertum Christi sind. Es gibt also das allen Gläubigen gemeinsame Priestertum, das in der Teilnahme am Priestertum Christi besteht und dem ganzen Volk Gottes zukommt, und zwei verschiedene Weisen (*modi*) dieser Teilnahme. Beide Weisen der Teilnahme sind zwei ausgezeichnete, wesenhaft verschiedene, nicht qualitativ-graduell unterscheidbare sondern symmetrisch nebeneinanderstehende, besondere Priestertümer innerhalb des gemeinsamen Priestertums des ganzen Volkes Gottes. Nun wird auch deutlich, dass die einseitige Verwendung des Begriffes „Priester“ für eine der beiden Weisen Priester zu sein, irreführend ist. Stattdessen sollte, gemäß LG, zwischen dem Priester unterschieden werden, der innerhalb der Hierarchie steht, und dem, der außerhalb der Hierarchie steht. Denn in diesem Kriterium werden tatsächlich die besonderen wesenhaft verschiedenen Weisen der Teilnahme am Priestertum Christi und der Beziehungskonstellation zu Jesus Christus deutlich: Der außerhalb der Hierarchie stehende Laie repräsentiert mehr den irdischen Jesus, der kein irdischer Priester war, der innerhalb der Hierarchie ste-

hende Hierarch mehr den himmlischen Christus, der himmlischer Priester ist. Der eine repräsentiert mehr Jesus „von unten nach oben“, der andere mehr Christus „von oben nach unten“. Wir unterscheiden also in dem erklärten Sinn von „Hierarch“ und „Laie“ zwischen dem Hierarchenpriester und dem Laienpriester.

Das Theologiestudium

Eine zweite wichtige inhaltliche Entscheidung liegt darin, was Theologie ist. Was sagen die römischen Dokumente dazu und welche Ansprüche haben wir als Studenten an dieses Studium? Von der Antwort auf die Frage, was Theologie ist, hängt auch die Erwartung an deren Dozenten ab.

Der Blick in die römischen Dokumente war enttäuschend. Im Grunde gibt es zwei Dokumente: eine Grundordnung für die Priesterausbildung (*Ratio fundamentalis institutionis sacerdotalis*) und die Apostolische Konstitution *Sapientia christiana*.

Bei dem Ziel eines Theologiestudiums stimmen beide darin überein, dass die Absolventen zu einer wissenschaftlichen Glaubensreflexion fähig sein sollen, die innere Einheit der verschiedenen Disziplinen erfassen und so eine fundierte Erkenntnis in der Wahrheit der Offenbarung haben sollen. Diese wissenschaftliche Ausbildung steht im Vordergrund einer theologischen Bildung. Bei der *Ratio* wird deutlich gemacht, dass die Festigung im Glauben und die Fragen des Lebens für die *Alumni* im Priesterseminar unter der Leitung des Spirituals ihren Platz haben; das Studium bleibt davon größtenteils unberührt (Nr. 45). Das an Erkenntnis im Studium Errungene wird durchweg nur als Nährboden oder Nutzen für die eigene Spiritualität bezeichnet.

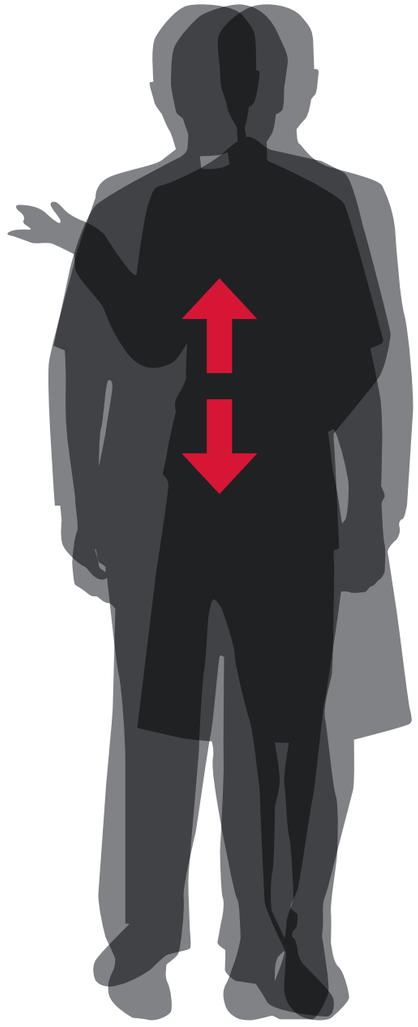
Fast nebenbei wird an die Dozenten der Anspruch gestellt, dass sie sich durch eine gute Lebensführung auszeichnen. Dass man dies allein dem guten Ton zurechnet, erschien uns zu wenig. Denn genau in der Lebensführung eines Dozenten kann der Student die *pietas* wahrnehmen, durch wissenschaftliche Reflexion seiner Lehre begreifen und auf eigene Weise nachahmen.

Unser Anspruch an das Theologiestudium und an die Lehrenden ist also ein doppelter: Die wissenschaftliche Dimension ist weiterhin das Wichtigste in der Wahl eines Dozenten. Ist diese gegeben, so ist das zweite Kriterium die Lebensführung.

Die Lebensführung betrifft unserer Ansicht nicht nur eine mit der katholischen Moral vereinbare Weise des Lebens, sondern ebenso das Charisma des Lebensstandes. Dazu zählen nicht nur die Ehe oder die Ehelosigkeit, sondern auch die Verkündigung im politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Leben. Den Laienpriestern ist es „eigen […] inmitten der Welt und der weltlichen Aufgaben zu leben“ (*Apostolicam actuositatem 2*) und den Hierarchenpriestern, „dass sie sich dieser Welt nicht gleichförmig machen“, aber trotzdem im Rahmen ihres Hirtendienstes in ihr agieren (*Presbyterorum ordinis 3*). Ehelosigkeit in der Welt und Ehelosigkeit im Rahmen des Hirtendienstes ist etwas anderes, der Stand ist derselbe, aber die Lebensführung nicht. Ebenso ist das gesamte Leben wegen des Unterschieds beider Apostolate ein unterschiedliches.

Laienpriester und Hierarchenpriester als Theologiedozenten

Was bedeutet das nun alles für das Theologiestudium und seine Dozenten? Laienpriestertum und Hierarchenpriestertum sind zwei in ihrer Stellung zu Christus wesenhaft verschiedene Weisen des Priesterseins, die symmetrisch nebeneinanderstehen. Keine Weise bedeutet schon in sich eine größere Nähe zu Christus oder eine engere Teilhabe an seinem Priestertum. Beide haben aber ein je eigenes besonderes „Charisma“ ihres Priestertums. Das Theologiestudium ist, den römischen Dokumenten folgend, zunächst einmal ein Ort der *scientia* und nicht der *pietas*. Folgt man hingegen unseren Wünschen, muss auch die pietas ihren Raum haben und wird nicht zuletzt durch das Leben der Dozenten selbst verwirklicht, auch und vor allem dann, wenn dies nicht intentional geschieht. Ist nun einer von beiden der bessere Theologiedozent? Ist Theologie reine *scientia,* erscheint die Frage sinnlos. Laienpriester und Hierarchenpriester unterscheiden sich zwar wesentlich, aber sicherlich nicht in Bezug auf ihre Eignung zur wissenschaftlichen Arbeit. Hat Theologie aber auch etwas mit pietas und dadurch mit dem Bereich der Verkündigung zu tun, fällt die Antwort komplizierter aus. Es wurde ausführlich gezeigt, dass keine der beiden Lebensführungen in sich „religiöser“ oder „geistlicher“ ist. Vielmehr gibt es für beide gleichermaßen eine Pflicht, den Glauben in beiden Dimensionen, dem Zeugnis des Wortes (*scientia*) und des Lebens (pietas), zu verbreiten (vgl. LG 36-38). Diese Pflicht richtet sich an beide Priestertümer, nicht nur an das Hierarchenpriestertum, „denn gerade die Vielfalt der Gnadengaben“ und die „Verschiedenheit des Zeugnisses“ (LG 32) dienen der Verkündigung. Beide Formen der Lebensführung und somit der *pietas* im Kollegium der Dozenten zu haben, ist uns ein Anliegen. Lebensführung, *pietas* und Stand eines Christen sind immer Werkzeuge der Verkündigung. Verkündigung hat immer denselben Inhalt der frohen Botschaft, aber ihr Wo und Wie ist bei Laienpriestern und Hierarchenpriestern unterschieden. Die Evangelisation des Laienpriesters hat eine ihm „eigentümliche Prägung“. Und diese „eigentümliche Prägung“ hat auch die Evangelisation des Hierarchenpriesters. Beide Apostolate sollten bei der Wahl eines Dozenten für Theologie berücksichtigt werden. Es wäre für den „geistlichen Nährboden“ der Studenten, auf welches Priestertum auch immer sie sich vorbereiten, sinnvoll, beide Apostolate unter den Dozierenden vertreten zu haben. Weder soll die Kompetenz nachgeordnet werden –, wozu auch die römischen Dokumente zum Theologiestudium ein klares Wort sprechen –, noch soll von Anfang an verhindert werden, dass eines der beiden Apostolate zur Ausführung kommt. Denn beide Stände haben eine Pflicht zur Verbreitung des Glaubens. Aus einer Pflicht resultiert das Recht auf die Möglichkeit ihrer Erfüllung. Das anerkennt auch LG: Den Laienpriestern soll „in jeder Hinsicht der Weg offenstehen … am Heilswirken der Kirche in tätigem Eifer teilzunehmen“ (LG 33). Wer den Hierarchenpriester dem Laienpriester qua Hierarchenpriestertum vorzieht, der beraubt den Laienpriester seines Rechtes auf Erfüllung seiner priesterlichen Pflicht. Und *vice versa*. Jemandem ein Recht zu verweigern, ist Unrecht. Für ein Theologiestudium in *scientia* und *pietas* sind also weder Hierarchen- noch Laienpriester in sich wertvoller. In sich wertvoll ist lediglich die Vielfalt der Priestertümer.



Grafiken: Cornelia Steinfeld

MORITZ KUHLMANN
6. Semester Magisterstudium Theologie, BA Philosophie

MARION MARB
9. Semester Diplomstudium Theologie,
Zweitstudium Altphilologie

Zum Artikel: „Die Seeschlacht von morgen?“

(GEORG, Heft 1, 2012)

Meinungen

Wolfgang Stegmüller hat seinerzeit gemeint, für das Verhältnis zwischen der analytischen Philosophie einerseits, welcher Seite er auch selbst zugehört, und den Philosophien von Jaspers oder Heidegger andererseits sei nicht nur der Mitteilungs-, sondern auch der Intentionszusammenhang (gemeinsamen Wahrheitsstrebens) zerrissen, so dass dem einen „die Art der Beschäftigung des anderen [...] als Beschäftigung zum Rätsel“ geworden sei. Ganz so schlimm ist es inzwischen wohl nicht mehr. Indes…

Darf ein ausgedienter Metaphysiker (des Problems der *futurabilia contingentia* auch in seiner Tradition bewusst) sich gleichwohl mit einer Rückfrage melden? Mir geht es um zwei Sätze in dem schönen Text von Valentina Perin auf S. 6: Wenn Gott den Verlauf der morgigen Schlacht schon weiß, sind Sätze über diesen schon heute wahr. Das nun bedeute: „Dann steht schon vor der Seeschlacht fest, dass Kratylos dem Menon das Leben retten wird, und es ist nicht möglich, dass Kratylos sich anders entscheidet. Dann aber ist Kratylos‘ mutige Tat nicht frei.“ Was mir nicht einleuchtet, ist das „nicht möglich“, und damit das „nicht frei“. Meines Erachtens lässt sich nur schließen, dass er es tut, nicht dass er es tun muss, ohne anders zu können.

Der Kernsatz meiner Gegenthese: Was ich sage/tue, sage/tue ich nicht, weil Gott es weiß, sondern Gott in seiner Ewigkeit und Allwissenheit weiß es, weil ich so – in Freiheit – handle. (Täte ich anderes, wüsste er eben dies.)

Geht es um Unterschiede im Begriff von Wahrheit? Klassisch sind Behauptungen wahr, die der Realität entsprechen. Meines Erachtens muss man nicht hinnehmen, dass ich den Wahrheitswert kenne. (Beispiel: Gleichzeitig sagen zwei Leute: „Die Zahl der Sterne ist augenblicklich“ [A:] „gerade“, [B:] „ungerade.“ Einer der beiden hat recht – ohne dass wir wissen, wer. Das Wissen muss also nicht zur Wahrheit gehören.

Gott freilich weiß. Doch ist mir nach wie vor unerfindlich, wieso dies – nicht kausal, sondern rein logisch, aber tatsächlich – das Nicht-Anders-Können des Menschen impliziert. Haben die Analytiker es von der Mathematik übernommen, den Unterschied zwischen der reinen Was-Sphäre von Logik/Mathematik und dem Dass der Realität mit seinem radikalen Gegensatz von Sein und Nicht-Sein außer acht zu lassen?

Am deutlichsten sehe ich das in den Versuchen, Anselms Gottesbeweis rein (inner)logisch als Schritt vom puren Begriff in die Realität zu präsentieren – statt dass man entweder von der Meditation des (realen) Wesens Gottes ausgeht (Bonaventura: *Si Deus Deus est, Deus est*) oder, mir näher, von dem (realen) Faktum, dass Menschen diesen Begriff haben. So heute in den USA, vorher schon im Gottesbeweis Kurt Gödels.

JÖRG SPLETT Professor emeritus für Philosophie

Die Rubrik „Meinung“ soll ein Forum zur Diskussion eröffnen. Gern veröffentlichen wir hier Ihre Leserbriefe und Kommentare zu den Beiträge unseres Magazins. Leserbriefe bitte an: rektorat@sankt-georgen.de.

Anzeige

Anzeige

Deutschkurs für internationale Studierende

Worum die Hochschule bittet!

Förderungen

An unserer Hochschule studieren über 100 ausländische Frauen und Männer. Diese kommen aus mehr als 40 verschiedenen Ländern. Der Großteil dieser Studierenden befindet sich im postgradualen Studium mit dem Ziel eines Lizentiats oder Doktorats in Katholischer Theologie. Darunter sind viele Priester und Ordensmänner aus Afrika, Asien und Osteuropa, die in ihrem Heimatland bereits das Grundstudium in Theologie absolviert haben und sich nun in Sankt Georgen für weiterführende Aufgaben zu Hause qualifizieren, z. B. für eine Lehrtätigkeit am Priesterseminar oder an der Universität ihrer Diözese bzw. ihres Ordens. Im Priesterseminar von Sankt Georgen stehen ca. 20 Zimmer für diese Studenten zur Verfügung. Manche sind auch in einer Pfarrei in Frankfurt oder Umgebung untergebracht, wo sie den Pfarrer bei seinen seelsorglichen Aufgaben unterstützen.

Der Studienaufenthalt dieser Priester und Ordensleute wird in der Regel durch Stipendien kirchlicher Einrichtungen wie das Missionswissenschaftliche Institut Aachen und Kirche in Not Königstein, durch Stipendien des Bistums Limburg und anderer deutscher Bistümer oder durch die jeweiligen Orden finanziert. Bei Studenten des Jesuitenordens erfolgt die Finanzierung in vielen Fällen durch die Jesuitenmission Nürnberg. Durch Drittmittel des Deutschen Akademischen Austauschdienstes, die die Hochschule eingeworben hat, können ebenfalls einige Studienaufenthalte mitfinanziert werden.

Bevor die internationalen Studierenden mit ihren theologischen Studien an der Hochschule Sankt Georgen beginnen können, müssen sie ausreichende Deutschkenntnisse erwerben. Dies geschieht durch die Teilnahme an Deutschkursen bei Frankfurter Sprachschulen oder an einer der beiden Institutionen in kirchlicher Trägerschaft, der Akademie Klausenhof in Nordrhein-Westfalen oder dem Institut Kreuzberg in Bonn. Je nach Vorkenntnissen und Begabung beträgt die Zeit für die Phase des Deutscherwerbs ca. ein Jahr. Das für den Beginn des Studiums erforderliche Niveau ist die Stufe C1 gemäß des „Gemeinsamen europäischen Referenzrahmens für Sprachen“ (GeR). Die Erfahrung zeigt, dass – auch wenn die Studierenden das C1-Sprachzertifikat schon erworben haben – die Deutschkenntnisse häufig noch ausbaufähig sind. In den Sprachschulen liegt der Schwerpunkt nun mal nicht auf dem theologischen oder philosophischen Vokabular. Dazu kommt, dass viele der Studierenden noch Latein, Hebräisch oder Griechisch erlernen und darin eine Prüfung ablegen müssen. Das kann nur gut gelingen, wenn die deutsche Sprache sicher beherrscht wird.

In Sankt Georgen gibt es einen ehrenamtlichen Unterstützerkreis von ca. 15 Frauen und Männern, die die internationalen Studierenden beim Deutschlernen unterstützen. Diese treffen sich regelmäßig mit „ihrem“ Studenten oder „ihrer“ Studentin oder haben Kontakt per E-Mail, unterhalten sich, gehen die Übungen aus der Sprachschule noch einmal durch und helfen bei Formulierungen für Haus- und Seminararbeiten. Diese Unterstützung ist für die Studierenden sehr wertvoll. Aus diesem Unterstützerkreise kam die Anregung, dass die Hochschule noch mehr in Sachen sprachliche Befähigung für die internationalen Studierenden tun könne.

Daher beabsichtigen wir, zukünftig in jedem Semester einen Deutschkurs anzubieten. Diese Initiative wird auch von den Studierenden sehr begrüßt. Der Kurs soll semesterbegleitend stattfinden und richtet sich insbesondere an diejenigen internationalen Studierenden, die ihren Deutschkurs bereits abgeschlossen haben, aber ihre Kenntnisse vertiefen und mehr Sicherheit bekommen möchten. Für diesen Kurs bitten wir Sie um Ihre Unterstützung für die Finanzierung eines Dozenten bzw. einer Dozentin, der/die den Kurs durchführt. Die Hochschule Sankt Georgen und ihre internationalen Studierenden würden sich über diesen Beitrag zur Weltkirche sehr freuen.

PETRA MUTH Hochschulsekretärin

Die Institution der Vorlesung im Studium der Philosophie

Nachgedacht

„Philosophie ist keine Lehre, sondern eine Tätigkeit“, so lesen wir bei Wittgenstein, der damit an ein klassisches, antikes Verständnis von Philosophie anknüpft. Diese Tätigkeit liegt in einem bestimmten Lebensvollzug. Mit Sokrates können wir diesen Lebensvollzug darin sehen, ein „geprüftes Leben“ zu führen. Das setzt die Kompetenz voraus, Rede und Antwort stehen zu können für das, was einem im eigenen Leben wichtig ist, woran einem liegt. Der Philosophie ist es eigentümlich, diese Rechtfertigung vor dem Forum der „natürlichen“ oder „säkularen Vernunft“ geben zu können, wo nur die besten Gründe zählen. Wie lernt man es, hier zu bestehen? Für Sokrates war die Antwort klar: nur durch das lebendige philosophische Gespräch. Sein Schüler Platon nimmt diese Grundüberzeugung auf und passt sie an sein eigenes, institutionalisiertes Philosophieren in der Akademie an: Die Schrift ist zur Vermittlung der philosophischen Inhalte ungeeignet, da sie zur Explikation ihrer selbst unfähig ist, weder zur genaueren Erläuterung noch zur Verteidigung des in ihr Gesagten gegenüber Missverständnissen (*Phaidros*). Unter den literarischen Formen wiegt einzig der Dialog dieses Defizit auf: In einem platonischen Dialog wird der Leser in einen lebendigen Gedankengang mit einbezogen und aufgefordert, seine eigenen Schlüsse zu ziehen. Es wird gerade nicht einseitig belehrt. Der Autor tritt vielmehr hinter der zu behandelnden Sache zurück, so dass der Dialog zum Medium zwischen dem Sachproblem und dem Leser wird (Theodor Ebert). Im Idealfall wird der Leser zur Sache selbst hingeführt und gerade nicht zu einer bestimmten Lehre oder gar zu einer Privatmeinung. Wie wäre also heute Philosophie im akademischen Rahmen zu lehren? Am ehesten, so wird man denken, in Form des Seminars, in der jederzeit das freie Spiel der Gedanken im „logischen Raum der Gründe“ (John McDowell) möglich ist. Die Vorlesung dagegen scheint der Natur der Philosophie am wenigsten angemessen zu sein. Tatsächlich nimmt auch heute an philosophischen Instituten staatlicher Universitäten die Vorlesung nicht den Stellenwert ein wie das Seminar. Das war nicht immer so: Bedeutende philosophische Werke des 20.Jh. verdanken ihr Entstehen diesem Typ von Lehrveranstaltung, man denke etwa an Martin Heidegger oder Ernst Tugendhat. Letzterer sagt von sich selbst, dass die Vorlesung die für ihn angemessenste Mitteilungsform sei. Hans-Georg Gadamer berichtet in seinen Erinnerungen „Philosophische Lehrjahre“ von der in Heideggers Vorlesungen unmittelbar erfahrbaren Leidenschaft des Denkens: „Durch ihn wurde Vorlesung überhaupt etwas völlig Neues, war nicht mehr die ‚Unterrichtsveranstaltung‘ eines Professors, der seine eigentliche Energie in Forschung und Publikationen setzte.“ Schaut man sich eine seiner frühen Vorlesungen aus den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts an, so ist Heidegger für unsere Frage, wie Philosophie heute zu lehren sei, in zwei Punkten lehrreich: Neben dem unverzichtbaren doktrinalen Teil haben diese Vorlesungen vor allem einen experimentellen Charakter. Hier wird eine eigenständige Position entwickelt und in diesen Gang des Denkens wird der Hörer miteinbezogen. Wie sähe also heute, unter den Bedingungen eines immer mehr verschulten Studiums, eine genuin philosophische Vorlesung aus? Es wäre eine Vorlesung, die sich nicht in der möglichst einfachen Darstellung von Informationen erschöpft, sondern die die richtige Mitte findet zwischen einer korrekten Darstellung von Thesen und ihrer Begründung einerseits und einem Labor oder einer Werkstatt des Denkens andererseits. Es wäre eine Vorlesung, die den Hörer teilhaben lässt an der Auseinandersetzung zwischen zwei Klassikern um ein Sachproblem und ihn dann auch direkt mit einbezieht, indem naheliegende eigene Fragen fiktiv zur Sprache kommen. Es wäre eine Vorlesung, die ihm das unverzichtbare begriffliche Instrumentarium an die Hand gibt, eine zuverlässige Landkarte über die bisher beschrittenen Wege ausbreitet und ihn dann in das Abenteuer des Denkens entlässt.

STEPHAN HERZBERG
Dozent für Philosophie

HIER WERDEN BÜNDE FÜRS LEBEN GESCHLOSSEN.

Portal zum Standesamt im Frankfurter Römer

UNSERE KUNDENBEZIEHUNGEN ÜBERDAUERN OFT GENERATIONEN.

Frankfurter Volksbank

Börsenstraße 7–11, 60313 Frankfurt am Main
Telefon 069 2172-0

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und qualifizierten Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität. Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

ISSN 2195-3430

Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen | Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de